

Sigrid Nökel

**Zur Wahrnehmung von Natur und Umwelthandeln unter
Einbezug von religiösen Komponenten**

*Ergebnisse des Anforschungsprojekts der Stiftung Interkultur zum Thema
„Nachhaltigkeit und Religion“ (Laufzeit: Mai 2007 bis April 2009)*

Unter dem Stichwort Klimawandel ist Natur- und Umweltschutz in den letzten Jahren zum Media-Hype geworden. Damit fanden Debatten ihren derzeit jüngsten Höhepunkt, die bereits in den frühen 1970er Jahren einsetzten und uns seitdem in Wellenbewegungen im Kontext von immer neuen wie wiederholt auftretenden Umweltskandalen und Phänomenen erreichen. Sie erstrecken sich von der internationalen Ebene bis in die Haushalte der Bürger, richten sich auf Änderungen der Wirtschaftsordnung wie auf die Konsumgewohnheiten der Verbraucher und die Mülltrennung in ihren Küchen. Was genau dringt davon eigentlich durch zum einzelnen durchschnittlichen Alltagsmenschen, der als Konsument gescholten wie umworben wird, dem einerseits eine tragende Rolle zugeschrieben wird, der sein Umweltbewusstsein entwickeln soll, und der sich andererseits ohnmächtig fühlt, weil er die positiven Effekte seines Handelns nicht sieht und konfrontiert ist mit Vorgängen, auf die er keinen Einfluss hat? Wie nimmt er diese Debatten und die aus ihnen resultierenden Maßnahmen wahr? Berühren sie ihn überhaupt noch oder ziehen sie, ähnlich eines Rauschens im Hintergrund, an ihm vorbei wie so vieles in unserer „Informationsgesellschaft“? Welche Themenkomplexe gehen ihm nahe, wie reflektiert er sie und in welche Handlungen schlagen sie in seinem Alltag um?

Wie ist die Haltung von Personen mit Migrationshintergrund zu Umweltfragen? Bedingt ein Mangel an Deutschkenntnissen, an Aufklärung, an Interesse, wie so oft gemutmaßt wird, tatsächlich eine gewisse Ignoranz und Unerreichbarkeit? Oder wird nicht nur vorschnell aus dem Umstand, dass Zuwanderer wie auch ihre Kinder recht selten als aktive Umweltschützer im organisierten Rahmen auftreten, die Annahme vom zähen Integrationsprozess übertragen? Haben sie womöglich spezifische Wahrnehmungs- und Denkmuster hinsichtlich Natur und Umwelt, die sich in ihrer Haltung zur Umweltfrage niederschlagen? Spielt dabei womöglich Religion als kulturelle Ressource eine Rolle?

Bereits in den 80er/90er Jahren sind auf internationaler Ebene Religion und religiöse Institutionen als mitgestaltende Kräfte in der Umweltfrage ins Visier geraten.¹ Religiöse Ethiken, so die Überlegung, sind nicht umweltblind, sondern beziehen in ihren kosmologischen Perspektiven, oder in Hinblick auf den Schöpfungsgedanken wie in den abrahamitischen Religionen, Natur und Umwelt ein. Das führt zu der Frage, inwieweit im Alltagsdenken oder -handeln solche religiös motivierte ethische Leitlinien reflektiert werden.

Unter Muslimen auf der britischen Insel ist in den letzten Jahren eine Umweltbewegung gewachsen, die zurückgreift auf Koran und Sunna, die Hauptpfeiler der islamischen Lehre.² Lässt sich nun daraus schließen, dass hier sozusagen eine latente kulturelle Determinante vorliegt³, die sich bisher der Wahrnehmung entzogen hat und die Potenziale einer fruchtbaren Anknüpfung und Ansätze zu einem nachhaltigen Umwelthandeln aufweist?

Damit ist die Matrix von Fragestellungen umschrieben, die für ein 2008/2009 im Auftrag der Stiftung Interkultur durchgeführtes Anforschungsprojekt maßgeblich war. Im bescheidenen Rahmen sollte diese explorative, qualitativ angelegte Studie erste Aufschlüsse darüber ermögli-

¹ Vgl. z.B. Martin Palmer/ Victoria Finley, Faith in Conservation. New Approaches to Religions and Environments, Washington/D.C. 2003

² Vgl. Sigrid Nökel, Islam, Umweltschutz und nachhaltiges Handeln. Globale Diskurse und Akteure, Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit Nr. 7, (Hg.: Stiftung Interkultur), München 2009.

³ Hier sei auf Foucault verwiesen, der auf schlummernde Wissensbestände hinweist, die jederzeit präsent werden können, wenn entsprechende Stimuli vorhanden sind.

chen, wie und worüber, über welche Gegenstände, Erfahrungen und Thematiken Natur, Naturschutz und Umwelthandeln im Alltag reflektiert werden, inwieweit sie ins Alltagswissen eingehen.

Die empirische Grundlage dieser Anforchung sind, neben teilnehmender Beobachtung und informellen Gesprächen, offene Leitfadeninterviews mit acht Personen aus verschiedenen Interkulturellen Gärten in München, darunter drei männliche und fünf weibliche, im Alter zwischen Anfang 30 und Mitte 60. Sie weisen insgesamt sechs verschiedene Nationalitäten auf. Fünf von ihnen stammen aus dem muslimischen Kulturraum, drei aus dem christlichen, wobei in einem Fall eine Konversion vom Buddhismus zum Christentum stattgefunden hat. Von vier Personen war vorher bekannt, dass sie sich selbst als bekennende Muslime oder Christen verstehen, bei den anderen war die Haltung zu Religion völlig offen oder es konnte vermutet werden, dass Religion für sie keine große Rolle spielt. Da aber die Grenzen ohnehin fließend sind und Religion in der Regel nur eine Orientierungsrichtung für Denken und Handeln im Verein mit anderen darstellt – ein Fakt, der im Essenzialisierungsdenken der letzten Jahre leicht unterzugehen droht, vor allem im Bezug auf den Islam – war dies kein Hinderungsgrund bei der Auswahl der Interviewpartner. Im Gegenteil, hierin liegt die Chance, vergleichend herauszufiltern, inwieweit religiöse Semantiken oder Denkfiguren überhaupt relevant sind. Immerhin ist der Diskursraum in erster Linie von säkularen Strukturen geprägt. Angesichts der geringen Zahl der Beteiligten war von vornherein ausgeschlossen, tiefere Strukturen in vollem Umfang bestimmen zu wollen; es konnte nur darum gehen, erste und tentative Ergebnisse zu erschließen, die als Grundlage für weiterführende Studien dienen könnten.

Was die von ihren Merkmalen her recht unterschiedlichen Interviewpartner verbindet, ist, dass alle seit mindestens einem Jahr Mitglieder in Interkulturellen Gärten sind. Gegen ein geringes Jahresentgelt bewirtschaftet jeder ein Beet in diesen Gärten, die jeweils von einem lokalen Verein getragen werden. Da ökologisches Gärtnern zu den Grundprinzipien in Interkulturellen Gärten gehört, sind ihnen Umweltfragen zumindest in diesem praktischen Kontext nicht fremd. Dass sie sich überhaupt da engagieren, deutet auf eine gewisse Naturverbundenheit hin. Dieser Faktor war für die Studie insofern bedeutend, als er die Gewissheit gab, dass, in welchem Ausmaß, in welcher Hinsicht und in welchem Reflexionsgrad auch immer, eine persönliche Auseinandersetzung mit Umwelt und Natur vorausgesetzt werden konnte.

Der Gesprächsleitfaden

Die Gespräche wurden bewusst nicht durch festgelegte Fragen vorstrukturiert. Es erfolgte bei Bedarf eine Lenkung durch thematische Komplexe, deren inhaltliche Ausfüllung dem Gesprächspartner überlassen war, um verfolgen zu können, wie er/ sie die Schwerpunkte setzt und welche Verknüpfungen er/ sie herstellte. Damit erfolgten Anleihen an die Methode des biographisch-narrativen Interviews. Die Interviewerin beschränkte sich auf dezente Lenkung und gegebenenfalls Stimulierung und knüpft, wann immer möglich, an bereits gegebene Aussagen an.

Da die Befragten keine Fachexperten sind, weder im Hinblick auf Religion noch auf Umweltfragen, sondern mehr oder weniger informierte Alltagspersonen, schien es geboten, sich über das Einbeziehen verschiedener relevanter Themenkomplexe vorzutasten und einzuholen, was an Alltagshandeln, Alltagswissen und „Alltagsweisheiten“ jeweils vorhanden ist. Zentral ist dabei das Anknüpfen an der Person, an den konkreten persönlichen und praktischen Lebensbedingungen und an der persönlichen Reflexion, um zu vermeiden, dass lediglich rhetorische Figuren zitiert und ein Erfüllen normativer Erwartungen inszeniert wird. Denn inzwischen ist der umweltbewusste Bürger zu einem Topos geworden, und gerade Personen mit Migrationshintergrund, zumal wenn sie mit dem islamischen Kulturkreis verbunden sind, unterliegen einem Druck, sich erst als gute Bürger beweisen zu müssen. Dabei ist als Rahmenbedingung zu beachten, dass vor dieser Studie ein Bürgerfragebogen eingeführt wurde, mit dessen Hilfe ermittelt werden soll, ob eine Person der deutschen Staatsbürgerschaft würdig ist. Das schafft eine sensible Situation für Befragungssituationen, die so gut wie nie auf gleicher Augenhöhe angesiedelt sind. Es gibt immer den Informanten auf der einen und den Informationssammler auf der anderen Seite, und aus Sicht des Informanten ist ungewiss, wie ausgewertet und was in Umlauf gebracht wird. Hier galt es zu vermeiden, dass das Gespräch als „Test“ aufgefasst wurde.

Aus diesem Grunde, aber auch weil es aufgrund mangelnder Vorstudien zentral war, möglichst viele Felder zu öffnen, war der Gesprächsleitfaden so angelegt, dass narrative Strukturen, d. h. möglichst weit persönliche Erlebnisse, persönliche Beispiele, Ansichten und reflektierte Zusammenhänge Eingang finden, an die man anknüpfen kann, so dass sich Zusammenhänge eröffnen, die weitere Einsichten ermöglichen. Dagegen bedingt eine geschlossene Fragestellung auch eine Schließung. Hier aber war angestrebt, Linien und Verknüpfungen (in etwa analog zur Netzwerktheorie) zu erkennen. Durch das Nachverfolgen dieser Linien weist auch jedes Gespräch eine andere Struktur auf. In der Regel war nur ein Gespräch von der Dauer zwischen einer halben und einer Stunde möglich, in wenigen Fällen waren vorhergehende Kontakte und ein wenig Vorwissen über die Person vorhanden.

Eine Studie mit nur wenigen Hintergrundinformanten und acht interviewten Personen, die zudem ziemlich heterogen sind, strebt selbstverständlich keine Repräsentativität an. Sie kann nur eine Tür öffnen, um einen ersten Blick darauf zu werfen, welche Einflüsse im Einzelnen als relevant angesehen werden und welche dies überhaupt sein können.

Der Gesprächsleitfaden weist zwei Schwerpunkte auf: Der erste Schwerpunkt zielt auf die Herausarbeitung des persönlichen Verhältnisses zu Natur und Umwelt sowie auf die persönliche Definition von Natur: Was bedeutet Natur für die einzelne Person? Wie erfährt sie Natur, in welchen Aspekten nimmt sie Natur wahr, wie beschreibt sie ihr Verhältnis zu Natur (reziprok, distanziert, als höhere Gewalt, als Ressource), was erscheint persönlich wichtig? Was waren/sind wichtige Erlebnisse, Ereignisse, die auf Wahrnehmung und Reflexion gewirkt haben bzw. wirken? Da alle Beteiligten Mitglieder in Interkulturellen Gärten sind, spielt die gärtnerische Tätigkeit als besonderer Erfahrungsbereich im Gespräch eine zentrale Rolle.

Der zweite Schwerpunkt bezieht sich auf Wahrnehmung und handlungspraktische Umsetzung von Diskursen, die auf das Verständnis von Natur und Umwelt wirken: Welche von ihnen werden überhaupt rezipiert und welche Bedeutung wird ihnen zugeordnet? Welche Felder werden als bedeutsam erachtet: Energie, Wohnbereich, Ernährung, Gesundheit, Konsum? Welche Medien dienen als Wissensressourcen, welche Kanäle werden genutzt? Gibt es „traditionelle“ Wissensvorräte, Wertvorstellungen aus der eigenen Kultur, die man aus der Kindheit kennt oder bei Aufenthalt dort wahrnimmt, die einen inspirieren oder auf die man zurückgreifen kann? Inwieweit erscheint Religion im subjektiven Radius als eine normative Quelle oder Sinnressource?

Die Fragen sind bewusst offen, um zu sehen, welche Semantiken aufgegriffen werden, wie tief die Reflexion ist, welche Gegenstände sie umfasst und wo die persönlichen Ansatzpunkte sind.

Die Rahmenbedingungen

Die Auswahl der Interviewpartner erfolgte zum Teil durch bestehende oder hergestellte Kontakte durch die Forscherin während der Forschungsphase im Rahmen einer intensiven teilnehmenden Beobachtung, zum Teil wurden sie vermittelt durch ein Mitglied eines Gartens, der oder die engere Kontakte zu den Mitgärtnern hat, wobei der letzte Weg sich als schwieriger erwies als ursprünglich angenommen. Relativ neue Gärten, zumal wenn sie Raum für eine große Anzahl von Gärtnern haben, weisen oft nur lockere soziale Beziehungen auf. Die Leute kommen zu unterschiedlichen Zeiten und sind unterschiedliche kontraktfreudig.⁴ Festere Strukturen haben sich noch nicht etabliert und persönliche Beziehungen, in denen private Einstellungen vermittelt werden, sind eher selten. Die religiöse Einstellung zählt zu den privaten Einstellungen, die sich erst im Laufe der Zeit punktuell, situativ und nach und nach vermitteln. Mehr noch, man vermeidet es offensichtlich, Religion zum Gesprächsgegenstand zu machen, und dies nicht nur, um das Persönlich-Private zu schützen, oder weil der Raum, der Garten, spezifische Handlungslogiken und Diskursräume privilegiert, sondern auch, um Konfliktstoff zu vermeiden: Konfliktstoff zwischen Christen, Muslimen und Atheisten wie auch zwischen gläubigen Muslimen

⁴ Um die Anonymität der Mitwirkenden an dieser Studie zu wahren, wird auf die Namensnennung der Personen verzichtet.

und „Kulturmuslimen“, die in den Interkulturellen Gärten aufeinandertreffen.⁵ Man versucht als Gärtner zu kooperieren, und man muss in Angelegenheiten rund um den Garten kooperieren und nicht als Vertreter einer bestimmten Weltanschauung. In einem der Gärten bestehen z. B. Spannungen zwischen denen „unten“, denen die ihre Parzellen am Eingang haben, die Bier trinken, kurze Hosen tragen und denen „oben“ am anderen, höher gelegenen Ende des Gartens, die sich als gläubige Muslime verstehen. In den Interviews wurde dieser Konflikt, auf den ein Gartensprecher mich aufmerksam gemacht hatte, nicht thematisiert, vielleicht weil man ihn für eine Nebensache hält oder für einen Ausdruck persönlichkeitsbedingter Unterschiede, die man nicht an die große Glocke hängen will, oder weil man dem Unterschied und dräuenden Konflikte keinen Raum geben will.

Solche Spannungen wie auch der Schutz des privat-persönlichen Raumes, der keinen etwas angeht, sind ein Grund, warum das Sprechen über religiöse Themen nicht gerade beliebt ist. Muslime, das wurde im Verlauf der Untersuchung klar, haben zudem noch einen weiteren Grund. Der liegt in der wahrgenommenen Überlagerung des Islams der Alltagswelt durch die Diskurse der letzten Jahre über den „fremden“, d.h. für die deutsche Gesellschaft als kulturell inkompatiblen bzw. den zerstörerischen Islam. Diese Diskurse werden als stark performativ und provokant erlebt und der „kleine Alltagsmensch“ kann sich in ihnen weder wiederfinden noch will er mit ihnen konfrontiert werden, weil das in der Regel Rechtfertigungsdruck bedeutet. Aber auch Christen fürchten, belächelt zu werden, wenn sie als Christen reden. Daher wurde in den Gesprächen der mögliche Zusammenhang von Religionszugehörigkeit und Umwelthandeln erst zuletzt thematisiert. Zudem war intendiert, das breitere Spektrum zu erfassen und möglichst keine thematische Verengung oder Gewichtungen zu erzeugen. Zentral war, im Gegenteil herauszufinden, welche Gewichtungen eine Person selbst vornimmt, wo sie Bedarf oder Ansätze für nachhaltiges Handeln sieht, was sie unter nachhaltigem Handeln versteht und welche Begründungen und Semantiken ihr zur Verfügung stehen. Erst daraus kann man ersehen, ob überhaupt und wenn ja, welchen Stellenwert Religion im Zusammenhang mit Natur und Umwelt einnimmt.

Als Problem in den Interviews erwies sich, dass fünf der interviewten Personen sich nur mit Mühe und auf einem einfachen Sprachlevel in der deutschen Sprache ausdrücken können. Durch die dadurch bedingte Ökonomie des Erzählens konnte sicherlich einiges nicht detailliert zur Sprache kommen, aber die groben Strukturen kommen dennoch deutlich zum Ausdruck. Bei dieser Gelegenheit ist den Beteiligten Dank dafür zu zollen, dass sie trotz der Schwierigkeiten diese Mühe auf sich genommen haben.

Die Befragten

Drei der Interviewten stammen aus dem, im weitesten Sinne, christlichen Kulturraum, fünf aus dem muslimischen. Bevor die einzelnen Fragen erörtert werden, sollen kurz ihre biographischen Hintergründe aufgezeigt werden:

Zur christlichen „Fraktion“ zählen Herr A., Frau B., Frau C.

Frau B. ist Anfang 30, freiberuflich tätige Akademikerin und wuchs in einer Pfarrersfamilie auf. Sie ist verheiratet, hat ein kleines Kind und wohnt in einem Wohnblock am Stadtrand. Die Arbeit im Garten schätzt sie als entspannenden Ausgleich zur Arbeit am Schreibtisch, auch wenn es an Spannungsmomenten nicht fehlt, weil sie keine erfahrene Gärtnerin ist und es doch eher offen ist, was aus ihren Bemühungen und Plänen wird. Aufgewachsen ist sie in einem Haus mit einem großen Garten, den ausschließlich ihre Mutter bewirtschaftete. Danach wohnte sie lange mitten in der Stadt und fühlt sich jetzt am Stadtrand ganz wohl. Zu Natur hat sie einen positiven Bezug. Sie liebt Spaziergänge in wenig kultivierten Wäldern, kommt aber nicht oft dazu, u.a. weil ihr Mann eher der „Shopping-Spaziergänger“ ist. Nachhaltiges Handeln ist für sie ein positiver Wert. Die Familie kommt ohne Auto aus, weil die Verkehrsanbindungen günstig sind. Sie bemüht sich, das Müllaufkommen im Haushalt zu begrenzen und kauft, wenn auch nicht konsequent, Bioprodukte, wenn sie das Preisniveau akzeptabel findet. Sie repräsentiert den Typ „informierte Kundin mit einem eingeschränkten Budget“, versucht umweltfreundlich zu leben, so-

⁵ Das mag nicht in allen Gartengruppen der Fall sein, erweist sich aber in drei Gartengemeinschaften, die hier im Fokus stehen, als Charakteristikum während sich bei der vierten, die erst jüngst gegründet wurde, noch keine Aussage zu treffen ist.

weit das in ihrem Umfeld ohne großen Aufwand möglich ist. Sie findet, dass das zu wenig ist, sieht aber sonst keine sinnvollen Möglichkeiten. Sie betet, sie glaubt an Gott als eine ordnende, aber doch ziemlich abstrakte Macht, die mit dem konkreten Kleinkram des Alltags nicht allzu viel zu tun hat.

Frau C. ist Anfang 50, stammt aus Südasien und ist zusammen mit ihrem Mann vom Buddhismus zum Katholizismus konvertiert. Beide sind seit Jahren leidenschaftliche und erfolgreiche Gärtner, die mit viel Energie, Geduld und Experimentiergeist Gemüse aus ihrer Heimat und Rosen kultivieren. Während ihr Mann bis zum Jugendalter auf dem Land aufwuchs, stammt sie aus einem rein städtischen Umfeld. Sie führen ein ruhiges Mittelstandsleben, haben relativ gut bezahlte Bürojobs, verbringen ihren Urlaub nicht nur in ihrem Heimatland, sondern auch in europäischen Touristenorten, in Spanien zum Beispiel. Was sie am Katholizismus fasziniert, ist nicht nur der rituelle Rahmen, sondern auch eine, wie sie es sieht, im Gegensatz zum Buddhismus gemeinschaftliche und gesellschaftliche Orientierung, die auf allgemeine Verbesserung und Fürsorge zielt.

Herr C. ist über 60 und lebt seit langem von der Sozialhilfe. Bis zu seiner Flucht aus Polen, wo er als Angehöriger der deutschen Minderheit aufwuchs, in den 1980er Jahren war er als Forstwirtschaftler und dann als Dolmetscher für Deutsch tätig. In Deutschland hat man seine beruflichen Abschlüsse nicht anerkannt und seine Fähigkeiten nicht gebraucht. Umschulungsmaßnahmen brachten keinen Erfolg aufgrund seines Alters, wie er meint. Der Garten, in dem er sich sommers von früh morgens bis spät abends aufhält, ist seine Leidenschaft. Er ist weniger ein ertragreicher Gärtner als vielmehr ein Techniker, der mit simplen Mitteln auf Verbesserungen sinnt, die nicht nur ihm, sondern der Gartengemeinschaft insgesamt dienen. Er experimentiert mit Bodenverbesserung, kümmert sich um die Wasserversorgung. Bei unserem Treffen sann er darüber nach, wie man Vögel im Gartenbereich ansiedeln könne, die seiner Meinung nach bei dem vorhandenen Baumbestand eigentlich vorhanden sein müssten. Er ist ein Visionär, der nach Möglichkeiten sucht, die Bedingungen im Garten, stellvertretend für die Erde, zu verbessern. Dazu zieht er, immer auf der Suche nach Anregung, gezielt Fernsehsendungen, Internetquellen usw. heran. Er hat ein Verständnis von kultivierter und optimierter Natur unter Achtung von deren Eigenheiten. Über den „Bio-Rummel“ lacht er, wie viele seiner Altersgenossen, die noch mit anderen Produktions- und Vermarktungsbedingungen aufwuchsen. Religion ist seine Sache nicht. Er äußert sich kaum darüber und wenn, neutral. Andere mögen sie brauchen, aber für ihn gibt es da keine Inspiration. Natur ist ein rein weltliches System mit ihren eigenen Gesetzen, denen man mit Bedacht auf die Sprünge helfen kann, indem man aus ihren „Plänen“ schöpft.

Zu der „muslimischen Fraktion“ zählen Frau D., Herr E., Herr F. Frau G. und Frau H.

Frau D. ist Ende 20, verheiratet, Mutter eines Kindes. Sie stammt aus Südasien und hat vor ihrer Verheiratung, die sie nach Deutschland führte, Biologie studiert. In Deutschland ist sie bisher keiner Beschäftigung nachgegangen, zum einen wegen des Kindes, zum anderen, weil sie keine Ausbildung hat, auf die sie aufbauen kann, obschon sie gerne das schmale Familienbudget aufstocken würde. Früher wohnten sie in der Innenstadt, sind aber, um der Arbeitsstelle des Ehemannes nahe zu sein, in einen Wohnblock am Stadtrand gezogen. Kontakte zu anderen Menschen sind eher spärlich und zufällig. Den Garten empfindet sie als einen Segen: dort findet sie Kontakte mit anderen Menschen, sie kommt aus der Wohnung heraus und kann produktiv tätig sein (anstatt am Spielplatzrand zu sitzen und dem Kind beim Spielen zuzusehen). Außerdem hat er positive Auswirkungen auf die Familie: Im Sommer können sie hier gemeinsam tätig werden. Mit Leib und Seele versucht sie (wie eigentlich alle Gärtner, die zugewandert sind), mitgebrachten Samen aus dem Heimatland aufzuziehen. Sie informiert sich ausführlich über die Wachstumsbedingung und versucht ihr Glück. Der Erfolg ist gut, er füllt die Kühltruhe, ermöglicht es, so zu essen, wie sie es aus der Heimat kennt. Sie verfolgt die Diskussion um Bio-Produkte, kauft aber selten welche, weil sonst das Haushaltsgeld nicht reichen würde. Dafür richtet sie sich im Garten strikt nach biologisch-dynamischen Richtlinien. Sie ist Muslima, aufgewachsen in einer Gegend mit starken christlichen und hinduistischen Minderheiten und dem Bemühen um kooperative Beziehungen. Religion ist kein Thema, das auf die Bühne gehört. Sie stammt, so schätze ich, aus einer aufgeklärten Mittelschichtsfamilie, in der Religion eine Orientierung unter anderen ist. Sie trägt kein Kopftuch, die Dekoration in der Wohnung ist nicht isla-

misch, sondern zurückhaltend lokal geprägt. Naturgeschehen verknüpft die naturwissenschaftlich Vorgebildete nicht mit einer religiösen Semantik.

Herr E. ist etwa Anfang 40. Er ist in einem bäuerlichen Haushalt in der Türkei aufgewachsen. Von Kindheit an hat er auf dem Hof mitgearbeitet, wie eben Kinder nach und nach in die Arbeit hineinwachsen. Sein Spezialgebiet wurde das Hüten der Schafe, wodurch er einen großen Teil der Zeit in der offenen Landschaft verbrachte und weniger mit der Landbebauung zu tun hatte. Schon als Jugendlicher träumte er davon, das Land mit seinen harten, kargen Arbeitsbedingungen zu verlassen. Später, in der Stadt war er enttäuscht von den dortigen Arbeits- und Lebensbedingungen. Wahrscheinlich durch Heirat verschlug es ihn nach Deutschland. Dort fand er, Ironie des Schicksals, Arbeit beim Gartenbauamt, so dass er wieder im Freien arbeitet. Aber jetzt gefällt es ihm. Der Garten ist in der wärmeren Jahreszeit sein Refugium nach der Arbeit und an den Wochenenden. Dort kann er herumwerkeln oder sich, das Rauschen der Bäume im Ohr, entspannen. Das bringt ihm mehr, als in der Wohnung herumzuhocken und die Zeit vor dem Fernseher zu verbringen. Er ist kein sonderlich ehrgeiziger Gärtner, pflegt eher hobbymäßig ein paar Gemüsepflanzen und Blumen. Als die Kinder noch klein waren, brachte er sie oft mit, um ihnen einen Zugang zu Natur und ein Verständnis für Naturvorgänge und Pflanzen zu verschaffen. Jetzt, wo sie älter sind, kommen sie nur noch selten, lernen für die Schule oder spielen am Computer. Er beachtet die Regeln der Mülltrennung, benutzt für kurze Strecken das Fahrrad, kann dem Rummel um Bio-Produkte nichts abgewinnen, aber für Haushalt und Versorgung ist ohnehin seine Frau zuständig. Dagegen ist er beunruhigt bezüglich der Folgen des Klimawandels, über die er vorwiegend aus dem Fernsehen informiert ist und die er konkret vor Augen hat, wenn er seinen Heimatort besucht, der inzwischen von anhaltender Trockenheit und ausgetrockneten Wasserläufen betroffen ist. Wie auch andere Migranten, die aus dem Süden und aus bedrohten Regionen stammen, nimmt er die Gefährdung der Umwelt verstärkt im Kontext des Heimatortes wahr. Das geht zurück auf den eigenen unmittelbaren Eindruck, Berichte von Dagebliebenen, aber auch journalistischen Berichten. Was Herr E.'s Haltung zu Religion angeht, hält er sich bedeckt, vermittelt aber den gleichen Eindruck wie Herr A., nämlich dass seine Lebensgestaltung und sein Blick aufs Leben gänzlich ohne religiösen Beistand auskommen.

Herr F., ca. Mitte 30, kam im Alter von 12 Jahren aus einer türkischen Kleinstadt nach Deutschland. Er erinnert sich an erfüllte Kindertage im Freien und zwischen Obstbäumen und kritisiert an der jetzigen Kindergeneration, dass sie an Computer und Fernseher klebe, wenig nach draußen gehe und mit den Resten an Natur, die sich in der dicht bebauten Wohnsiedlung seines jetzigen Wohnortes befinden, unachtsam und unverständig umgehen. Er selber bemüht sich, seinen Kindern beizubringen, dass Pflanzen Lebewesen sind, denen Achtung gebührt, und dass Grünanlagen wie auch eine geordnete Umgebung wertvoll sind. Er selber schätzt die Grünanlagen und die Brachflächen am Ende der Siedlung sehr, die ein bisschen die dichte Bebauung und die Enge, die die hohen und breiten Wohnblöcke mit ihren relativ günstigen Wohneinheiten herstellen, auflockern. Auch der außerhalb der Siedlung gelegene Garten, in dem er Blumen zieht, gibt ihm Abstand. Im Gegensatz zu Herrn F. bezeichnet er sich als religiös, und seine Haltung zur Natur, die sich aus anderen, weniger materiellen Quellen, als sie die Lebensnotwendigkeit des bäuerlichen Lebens diktiert, die Herr E. kennengelernt hat, speist, und die man vielleicht als „romantische Einstellung“ zu Natur bezeichnen kann, legitimiert er aus der islamischen Ethik. Dabei ist festzuhalten, dass er sich mit religiösen Schriften wenig beschäftigt, auch keiner Organisation angehört. Es sind persönliche Reflexionen, die ihn diese Zusammenhänge herstellen lassen.

Frau G., ebenfalls türkischer Herkunft, zählt zur ersten Migrantengeneration und ist seit wenigen Jahren im Ruhestand. Als sie in den 1960er Jahren zu ihrem Ehemann nach Deutschland nachzog, stand sie, wie sie schmunzelnd erzählt, als junge Ehefrau vor dem Problem, was sie kochen sollte. Es gab fast nichts von den Nahrungsmitteln zu kaufen, die sie von zu Hause her kannte. Sie stammt, wie Herr E., aus einem bäuerlichen Subsistenzhaushalt mit Viehhaltung und ausgedehnten Anbauflächen. Im Elternhaus arbeitete sie in den Gemüsebeeten. Das sieht man ihrem jetzigen Beet im Interkulturellen Garten an: in akkurat gezogenen Reihen wächst auf dem kleinen Grund eine große Zahl von Pflanzen und sie bringt es zu reichlichen Erträgen, mit denen sie ihren Eine-Frau-Haushalt auch über den Winter durch fachgerechte Lagerung der Früchte bringen kann. Ihr formeller Bildungsgrad ist niedrig, weil es zu ihrer Jugendzeit üblich

war, in die Ausbildung der Jungen (z. B. als Lehrer oder Ingenieur) zu investieren, aber nicht in die der Mädchen, deren Zukunft man im Haushalt sah. Mit dem Thema Umweltschutz ist Frau G. schon lange vertraut. Das liegt an ihrem inzwischen verstorbenen Ehemann, einem ausgebildeten Lehrer, ebenfalls aufgewachsen in einem bäuerlichen Haushalt, der schon, als das Thema aufkam, stets alles aufmerksam verfolgte und darauf drängte, es im Haushalt umzusetzen. Bio-Produkten gegenüber ist Frau G. skeptisch, sie traut nur ihren eigenen Erzeugnissen. Im Vergleich zu denen, die sie von zu Hause her kennt, erscheinen sie ihr nicht echt. Aufgewachsen fast ohne Zucker, damals ein teures Gut, war sie immer schon der Ansicht, dass dessen sparsame Verwendung völlig ausreicht, und hat auch ihre Kinder entsprechend erzogen. Religion spielt für Frau G. eine ethische Rolle in der Beziehung zu anderen und zur Umwelt. Ob das immer schon so war oder erst in den letzten Jahren gewachsen ist, ließ sich in unserem Gespräch nicht ermitteln, denn eigentlich wollte sie gar nicht über so etwas Privates und Missverständliches wie Religion reden. Ihre Ansicht ist eher, dass sich ihre ethischen, auch umweltethischen Ansichten mit dem decken, was ihr aus der Religion heraus bekannt ist. Im Gegensatz zu ihr tragen ihre akademisch gebildeten Töchter, von denen eine während des Gesprächs zugegen war, kein Kopftuch und haben keinen Bezug zur Religion. Für sie ist Religion ein semantischer Rahmen, auf den man zur Beschreibung und zur Erklärung der Welt zurückgreifen kann, der Wahrheiten vermittelt, die man aber auch ohne diesen Rahmen erkennen kann. Frau H. ist Anfang 50, Schiitin (was u. U. ein spannungsreiches Verhältnis zu anderen, mehrheitlich sunnitischen Muslimen in ihrer sozialen Umgebung bedingen kann) und kam vor ca. 20 Jahren aus dem Land, in dem sie Schutz nach ihrer Flucht aus dem Heimatland gesucht hatte, durch Heirat nach Deutschland. Sozial degradiert und isoliert - vor ihrer Flucht war sie Schulleiterin, in Deutschland war sie lange von der Sozialhilfe abhängig und im wahrsten Sinne des Wortes sprachlos, weil die fremde Sprache ihr schwerfiel - waren es der Garten und die mit ihm verbundenen Sozialbeziehungen, die ihr in diesen biographischen Wirren Halt gaben. Sie ist wohlbewandert im Koran und hat höchsten Respekt vor seiner Komplexität. Sie unterscheidet zwischen vordergründigen und hintergründigen Darlegungen und betrachtet abgeleitete Aussagen kritisch. Wie für Frau G. ist auch für sie die religiöse Einstellung ausschließlich eine private Angelegenheit und eine Inspirationsquelle für das persönliche Leben unter anderen. Sie verfolgt aufmerksam Informationen für ein umweltgerechtes Leben und wägt auch diese kritisch ab. Zentral sind für sie Gesundheit und Ernährung. Sie tut, was ihr im Rahmen ihres schmalen finanziellen Budgets möglich ist, verarbeitet bewusst so viele Grundstoffe wie möglich statt auf verarbeitete Lebensmittel zurückzugreifen und steht der Marketingstrategie „bio“ äußerst kritisch gegenüber.

Auswertung

Der Blick auf Natur: Einstellungen und alltagsweltliche Erfahrungen

So vielfältig wie die Naturbegriffe sind auch die Naturdiskurse, die nicht nur von verschiedenen Objekten ausgehen, verschiedene Perspektiven ausbreiten, sondern auch von unterschiedlichen Akteuren getragen werden sowie verschiedene mediale wie auch politische Karrieren⁶ und Präsenzen vorweisen. So gesehen ist weder das Verständnis von „Natur“ noch das Reden über Natur uniform. Was halbwegs eint, ist die Verbindung mit „Krise“ und Krisengeschehen. Nach Gill⁷ können folgende Diskurstypen unterschieden werden:

- a) der wert- und sinnorientierte „*identitätsorientierte Diskurs*“, der sich „vornehmlich mit der „eigenen Natur“, sowohl des eigenen Körpers als auch der ortsspezifischen lokalen Umwelt“ auseinandersetzt und auf „Bewahrung und Herstellung von Tradition“ setzt⁸,
- b) der „*utilitätsorientierte Diskurs*“, dem Nutzenkalküle, Naturbeherrschung und „fortschreitende Befreiung von der Natur und ihren Zwängen“ zugrunde liegen⁹,

⁶ Vgl. Cordula Kropp, „Natur“. Soziologische Konzepte – Politische Konsequenzen, Opladen: Leske und Budrich 2002, S. 12ff.

⁷ Bernhard Gill, Streitfall Natur, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003

⁸ Vgl. Kropp, a.a.O., S. 126

⁹ Ebd.

- c) der insbesondere in postindustriellen Gesellschaften sich entfaltende „*alteritätsorientierte* Diskurs“, in dem Natur, z.T. romantisch verklärt, als das positive Andere zur industriellen Gesellschaft und als das vor ihr zu Rettende erscheint.

Sodann sind noch Mischtypen zu unterscheiden. Für uns genügt es hier festzuhalten, dass parallel und alternierend verschiedene Zugänge zum Naturbegriff existieren. Zugleich erhalten wir damit eine Matrix, die hilfreich ist, unsere Ergebnisse zu ordnen.

Die Koexistenz und Verschachtelung der verschiedenen Diskurse zeigt sich im alltagsweltlichen Kontext bereits darin, dass bei der Eingangsfrage „Was bedeutet Natur für Sie persönlich?“ eine Pause einsetzt, zuweilen verbunden mit der Bemerkung „das ist so viel“. In dieser kurzen Pause erfolgt eine Selektion verschiedener Möglichkeiten und Einzelobjekte. Manchmal geht es auch gar nicht weiter ohne helfende Nachfrage („Was gefällt Ihnen am meisten?“ oder „Was ist am wichtigsten für Sie?“), um eine Orientierung zu bieten. Diese Fragestellung richtet den Blick auf den identitätsorientierten Diskurs. Das bedeutet, methodisch gesehen, nur bedingt eine Einschränkung, da dieser Diskurstyp ohnehin der ist, der bei den Interviewpartner an erster Stelle steht. Frisches Grün, auf dem der Blick ruhen kann, sich entfaltende Pflanzen, Baumblätter, die leise im Wind rascheln, Vogelgezwitscher sowie bei manchen (erwähnt wird es von zweien), das Spazieren über grüne Wiesen, an Bächen entlang, durch Wälder, ferner auch Strand und Meer stehen an erster Stelle. Natur und Naturzyklus erscheinen hier in ihren ästhetischen, in unmittelbar sinnlich erfahrbaren Zusammenhängen.

Alle Befragten wohnen und fünf von ihnen arbeiten im städtischen Kontext (abgesehen von zwei Rentnern und einer Hausfrau). Mit der Qualität ihrer Wohnungen, allesamt in öffentlich geförderten Wohnblöcken gelegen, sind sie weitgehend zufrieden, ebenso mit den öffentlichen Grünanlagen, die sie für gelegentliche Spaziergänge nutzen. Zentralen Stellenwert aber haben die Erfahrungen, die im Rahmen der Gartenarbeit gemacht werden. Diese erstrecken sich auf ein Jahr (in einem Fall) bis zu mindestens fünf Jahren. In einem Fall wurde diese Aktivität kurz zuvor aufgegeben unter dem Hinweis auf gesundheitliche Gründe, weswegen dieses eine Gespräch weniger um den Garten kreiste, sondern die Erhaltung der in der Nähe der Wohnung gelegenen Grünanlage betont und die schlechte Behandlung der bepflanzten Grünstreifen durch die Bewohner zwischen den Häusern beklagt wurde. Naturgrün, vor allem das selbst angelegte, wird in allen Fällen als eine besondere Ressource bezeichnet. Es gilt als, wie eine Frau es bezeichnet, „sehr wichtig für die Seele, für das psychische Wohlbefinden“. Für die beiden berufstätigen Männer, beides Familienväter, von denen vor allem der eine sich durch seine Arbeit sehr unter Druck gesetzt und sich in einem unentrinnbaren Kreislauf von immer mehr Arbeit für ständig steigende Konsumausgaben gefangen sieht, steht in Bezug auf die Gartenparzelle nicht der Ertrag, der wirtschaftliche Nutzen (im Gegensatz zu anderen Gärtnern) im Vordergrund, sondern sie schätzen sie in erster Linie als Refugium der Erholung, der tätigen Freizeit, in dem sie weitgehend selbst bestimmen können, was sie tun, ob sie etwas tun, wann sie etwas tun oder ob sie einfach nur da sitzen und Natur genießen. Der Aufenthalt im Freien ist für sie eine Alternative zur Wohnung, in der als Freizeitbeschäftigung, so ist zu vermuten, vor allem der Fernseher und der Computer zur Verfügung stehen. Hier kommen sie zu sich.

Wie sehr der Naturraum Garten, ein Stück der „großen“ Natur, einen Gegenpol zur Arbeitswelt wie auch zum Disziplinierungsgeschehen rund um den Arbeitenden darstellt, kommt am treffgenauesten bei der Schilderung von Frau A. zu Tage. Sie ist selbständig tätig, hat ihr Büro zu Hause und ständig damit zu tun, ihre Aufträge termingerecht abzuwickeln. Ihre Arbeit erfordert viel Konzentration und Genauigkeit, und oft lässt sich nicht genau abschätzen, wie viel Zeit sie erfordert. Zwar schafft sie es weitgehend, sich die Wochenenden und die Nächte freizuhalten, aber der ständige Termin- und Planungsdruck sowie die Arbeitsabläufe erfordern ein hohes Maß an Selbstdisziplinierung und Selbstorganisation. Im Garten findet sie ein anderes Arbeits- und auch Lebensprinzip, nämlich Wachsen und Kontingenz. Anfangs war sie sehr auf Planung bedacht, hatte Zeichnungen auf dem Papier angefertigt, um die recht große Parzelle nach ästhetischen und ökologischen Prinzipien zu gestalten, hatte sich Bücher zugelegt über fachgerechtes Gärtnern und Pflanzenkunde und sich den Kopf zerbrochen über sinnvolle Mischkulturen und ästhetisch ansprechende Beeteinfassungen. Aber das erhoffte Ergebnis blieb aus. Die völlige Kontrolle ließ sich nicht erringen: Pflanzen wuchsen aus unerfindlichen Gründen nicht, oder nicht an der Stelle, die ihnen laut Planung zugeordnet war, sie entwickelten sich im Übermaß oder fielen Schnecken, Hagel, Sturmböen zum Opfer. Es gelang ihr nicht, „ihr“ Stück Natur

nach Plan durchzugestalten, worüber sie zunächst „todunglücklich war, weil dann alles nicht so geworden ist, wie ich wollte“. Dann, so sagt sie, „hab ich aufgehört, weil ich gemerkt habe, so wie im Buch sieht mein Garten sowieso nicht aus ... und hab ich einfach irgendwie gemacht und nur noch grob geplant und nicht mehr so fest“. Dabei stellte sie fest: „Man merkt, es geht auch so; das geht von selber quasi (sie lacht), der Garten gestaltet sich von allein. Aber nicht so, wie man wollte. ... Aber das hat mir auch schon Mühe gemacht, das so zu akzeptieren wie es ist“.

Die Natur hat ihre eigene Logik und ihre eigene Arbeitsweise. Sie ist kein nach überschaubaren und eindeutigen Regeln abgefasster Text, der auf Bearbeitung, Perfektionierung und Korrektur wartet, sondern ein, dem Arbeitsmenschen fremd gewordenes, nicht völlig überschaubares und kalkulierbares Geschehen, an dem viele eigensinnige Akteure beteiligt sind. Natur erscheint hier als das „Andere“, das zu akzeptieren man (wieder) lernen muss, auf dessen Spiel man sich (wieder) einlassen muss, um es genießen zu können, dem andere Ordnungsprinzipien zugrunde liegen, auf die man sich einlassen kann. Zwanglos ordnen, lassen und zulassen, Vertrauen, dass die Dinge laufen, auch kreuz und quer und den eigenen Plan ignorierend – das sind Handlungsweisen, die aus der geschäftlichen Ordnung und ihren vertraglichen Bedingungen ausgesondert sind. Sie erfordern auch einen anderen Rhythmus:

„Die Winden zum Beispiel bei mir im Garten, die blühen halt immer nur morgens. Die sind halt abends verblüht. Dann muss man dann wirklich schnell hinrasen und die anschauen, weil die halt so schön sind, aber eben nur einen Tag, und dann sind sie wieder kaputt. Also, dass man im Moment schaut, das ist jetzt schön, und das muss ich schnell anschauen und an der Rose muss ich *jetzt* riechen, weil sie noch so schön ist. Da muss ich selber mehr im Augenblick sein und nicht daran denken, was in drei Wochen schief gehen könnte, wozu man immer so ein bisschen die Tendenz hat. Und dass es eben solche schönen Momente auch gibt, aber diese negativen Sachen, die Sachen, die schief gehen, die gibt es halt auch.“

„Im Augenblick sein“, die möglicherweise in der nahen Zukunft steckenden Gefahren und Niederlagen auszuschließen, die Gegenwart zu genießen und „lernen, kleine Sachen zu schätzen“, die die Natur schenkt, aber auch zurückhalten kann, das Nebeneinander von Perfektion, Vergänglichkeit und Scheitern, aber auch die Zwecklosigkeit – das sind Lebenserfahrungen, die dem karriereorientierten, auf Kontrolle und Planung bedachten Arbeitsmenschen in seiner Maschine sonst selten vergönnt sind. Natur hingegen, eines der wenigen „zauberhaften“ Systeme in der „entzauberten Welt“ (Weber) eröffnet diese Erfahrungen und legt den Blick frei auf eine Ganzheit und Versunkenheit in den Moment, die sonst nur die Zeit der Kindheit repräsentiert. Insofern ist es kein Zufall, wenn die Befragten, die nicht im städtischen Kontext aufwuchsen, etwas wehmütig und bewegt erzählen, dass sie den ganzen Tag draußen spielten, im Garten am Haus, am Fluss, am Meer, zwischen Obstbäumen. Selbst Herr E., der, als Sohn einer Bauernfamilie und betreut mit dem Hüten des freilaufenden Viehs, die ständige harte Arbeit hasste, die ihm wenig Zeit zum Spielen ließ, hat positive Erinnerungen an die geruhsameren Stunden, die ihn mit einer Artenvielfalt in Berührung brachte, die es heute, wie er mit Sorge vermerkt, auch in jenem Gebiet nicht mehr gibt.

Aber von einseitiger romantischer Verklärung kann nicht die Rede sein. Dafür ist das Stück unmittelbar zugänglicher und selbstgestaltete Natur zu sehr Kampfzone. Das erwähnen nicht die Interviewten, die mit und in der Landarbeit groß wurden. Sie sind so souverän und erfahren, dass ihnen viele Fehler nicht mehr unterlaufen, sie haben mehr Kontrolle und sie rechnen damit, so dass sie Widerständigkeiten gelassener hinnehmen. Frau B. sinniert, dass sie wohl im Prinzip einen aus der (deutschen und französischen) Literatur gewonnenen romantischen Naturbegriff habe, der durch den unmittelbaren praktischen Umgang mit Natur sich langsam wandle. Natur dient nicht nur der Befriedigung des Sinnes nach Ästhetik und nach Harmonie, sie lässt sich nicht hintergehen, sondern hat auch ihre unschönen, ihre negative und verstörende Seiten (Ungeziefer, Stürme), die man hinnehmen muss.

Es gibt ausgesprochene Kämpfurnaturen, wie zum Beispiel den Herrn C., in jungen Jahren ein Revierförster, der in erster Linie für die Organisation der Holzwirtschaft ausgebildet war. Geprägt durch die ökonomische und naturwissenschaftliche Perspektive und ein jahrelanges recht einsames und karges Leben im Wald (zusammen mit anderen „Holzarbeitern“), sieben Kilometer entfernt vom nächsten Dorf und damit der nächsten Stelle, um sich notdürftig mit Nahrungsmitteln zu versorgen, hat er wenig romantische Vorstellungen, weder vom Wald noch von Natur

insgesamt, auch wenn er hingerissen ist von der Vielfalt, insbesondere wenn sie sich in prächtig blühenden Blumen zeigt. Trotzdem hat er durch seine Arbeit an der Nahtstelle von Ökonomie und Ökologie auch einen Sinn für „Naturschätze“ behalten, und zum Beispiel einen Streit mit seinem Vorgesetzten entfacht, als er sich weigerte, einen alten hochgewachsenen und gesunden, aber für die Holzverwertung als untauglich angesehenen Baum zu fällen. Seine Einstellung zu Natur vereint sowohl die Anerkennung von Natur als eigengesetzliches System wie auch die Kultivierung von Natur, um mehr aus ihr herauszuholen. Um sie zu verbessern, kämpft er in einer permanenten „Partisanenarbeit“, die sich gegenwärtig darin äußert, dass er Experimente verfolgt, um den etwas schwierigen Boden, auf dem der Garten sich befindet, zu verbessern, ebenso wie die Wasserversorgung. Im Sommer ist er jede Nacht stundenlang mit der Taschenlampe unterwegs, um die Schnecken in und um seinem Beet einzusammeln. Es tut ihm schon leid, dass er so viele töten muss, „denn die brauchen das (die jungen grünen Pflanzen) doch, sie wollen doch auch leben“, aber in diesem Konkurrenzkampf will er nicht zurückstecken, sondern seine Ernte einholen. Aber viel lieber als solchen „primitiven“ Maßnahmen, widmet er sich seinen technischen und naturwissenschaftlichen Experimenten, die, wenn auch gezwungenermaßen im kleinen Maßstab, dazu dienen sollen, „das wieder gut zu machen, was wir kaputt gemacht haben“.

Herr C. muss von einer schmalen Rente leben, so dass er seine Experimente nur in bescheidenem Rahmen ausführen kann. Er ist entzückt, wenn sie prächtiges Pflanzenwachstum hervorrufen. Das zeigt ihm, dass er auf dem richtigen Weg ist. Letztlich aber geht es ihm weniger um den persönlichen Ertrag, um die eigene Versorgung. Von Gemüseanbau hat er wenig Ahnung. Er verlässt sich auf seine Gartennachbarn, die ihm Tipps geben und auch Pflanzen. Insbesondere begeistert ihn die Vielfalt an Gemüsesorten, die er bei aus der Türkei und aus Asien stammenden Gartennachbarn sieht, die gerne Früchte aus ihrer Heimat anbauen. Viel ist dabei, was er vorher nicht kannte. In „seinem“ Garten sind es vor allem die Gärtnerinnen, denen der Gemüseanbau wichtig ist und die dabei auf bewährte ökologische, auch aus ihrer Heimat stammende Praktiken zurückgreifen. Er dagegen interessiert sich mehr für das Technische und das Naturwissenschaftliche. Seine Perspektive ist eine ökologisch-utilitaristische. Andere sind stärker utilitaristisch ausgerichtet in dem Sinne, dass es ihnen auf hohe Erträge ankommt, die möglichst viel vom eigenen Bedarf decken. Außer Frau B., die sich erschreckt bei dem Gedanken an großzügig ausfallende Ernten, die sie vor das Problem der Verwertung stellen („schon wieder Zucchini“), sehen die anderen vier Frauen erwartungsvoll größeren Ernten entgegen, zumal wenn es sich um Früchte aus der Heimat handelt, die jetzt nur unter großem Aufwand, wenn überhaupt, zu bekommen sind. Mit viel Geduld und Ausdauer wird immer wieder experimentiert, unter welchen Bedingungen die „migrierten“ Pflanzen und Samen sich halten können. Können sie das Klima vertragen, passt die Erde zu ihnen, welchen Dünger brauchen sie? Das sind Fragen, die, wie Frau A. berichtet, nur mit Geduld, ständigem Wiederholen, Analyse, Logik („man muss mit dem Kopf arbeiten“), Tüchtigkeit und Leidenschaft zu lösen sind. Emotion und Logos gehen Hand in Hand, Erkenntnisse werden gewonnen, weit auseinanderliegende Regionen, „Heimaten“ (oder Schichten von Heimisch sein) miteinander verbunden. Der symbolische Wert für die eigene Biographie ist dabei nicht zu unterschätzen.¹⁰

Umwelt und Umweltschutz im täglichen Leben

„Saubere Lebensmittel“, wie eine Frau es formuliert, biologisch-dynamisch angebautes Gemüse (zuweilen auch Beerenobst) sind für die Befragten (außer Herrn F., der sich mit dem Anlegen von Blumenbeeten begnügt) von zentraler Bedeutung. Insbesondere die Frauen, die kleine Kinder haben, fürchten gesundheitliche Schäden durch chemische Dünge- und Schädlingsbekämpfungsmittel, die für giftig gehalten werden. Andererseits kaufen sie nie, in einem Fall gelegentlich, Bio-Produkte. Die sind ihnen zu teuer, und sie misstrauen dem Label „bio“, welches man für eine Marketing-Strategie hält und deren Qualitätsversprechen man nicht überprüfen kann. Sie sind nicht unkritische Verbraucher, aber auch keine, die sich speziell und gezielt informieren. Es bestehen allgemeine Ressentiments gegenüber der Lebensmittelindustrie, und die öffentlichen Diskurse (die sich allerdings meistens um Lebensmittelskandale drehen) erreichen sie durchaus, erscheinen aber mehr als „ein Rauschen“. Bei der Auswahl von Nahrungs-

¹⁰ Siehe Christa Müller, Wurzeln schlagen in der Fremde, München 2002

mitteln orientiert man sich am Preis und am Ästhetischen, am sinnlich Wahrnehmbaren: sieht es gut, aber nicht verdächtig gut aus, hat es einen guten Geschmack? – das sind die Hauptkriterien. Die Frage einer Frau, „Sind gentechnisch veränderte Lebensmittel eigentlich schädlich?“ sowie die Tatsache, dass die Frage gesunder Lebensmittel außer im Kontext des Selbstanbaus nie von selbst thematisiert wurde, deuten auf eine marginale Auseinandersetzung mit diesem, wenngleich bewegenden Thema. Als Verbraucher, so scheint es, fühlt man sich eher verwirrt und überfordert denn aufgeklärt, aber grundsätzlich misstrauisch. Er fühlt sich nicht kompetent, und schon gar nicht hat er das Gefühl, mit seiner Wahl eine Umorientierung zu bewirken. Daher verlässt er sich auf sein Gefühl, dem er aber auch nicht richtig traut. Welche praktischen Konsequenzen auch immer sich damit verbinden, es wird deutlich, dass ein tiefes Misstrauen gegenüber der Nahrungsmittelindustrie herrscht. Kritische Diskurse zum Thema Ernährung und Gesundheit werden durchaus rezipiert, auch von denjenigen, die Mühe mit der deutschen Sprache haben. Nur wissen sie nicht so recht, wie sie damit umgehen sollen. Ihr niedriges Einkommen versperrt ihnen den Weg zu den Produkten der „gehobenen Bio-Klasse“, den die sogenannten LOHAS (Lifestyle of Health and Sustainability) und Lifestyle-Ökos¹¹ einschlagen. Ob sie mit den verschiedenen Bio-Labels vertraut sind, ist fraglich. Unabhängig vom Detailwissen, hat sich eine Verängstigung entwickelt, der man versucht mit Gleichmut zu begegnen. Die selbsterzeugten Produkte bieten in dieser Situation ein, wenn auch winziges, Ventil der Erleichterung.

Beim Umgang mit Haushaltsreinigern versuchen die Frauen ebenfalls, gesundheitlich unumstrittene Mittel zu verwenden. Frau H. z. B. gibt an, sie verwende immer schon neben Spülmittel hauptsächlich Zitrone und Essig zum Reinigen. Da, wo sie aufgewachsen sei, habe man das schon immer verwendet, um Gerüche zu neutralisieren, allein schon deshalb, weil dort viel Fisch gegessen werde.

Befragt nach Umweltschutzmaßnahmen im Haushalt wurden von allen zwei Dinge benannt: Das eine ist, öfters, wenn nicht gänzlich, aufs Auto zu verzichten und kurze Wege mit dem Fahrrad zu erledigen. Das andere ist die Trennung des Hausmülls, die in allen Haushalten durchgeführt wird. Auch Recycling zeigt sich somit als Gegenstand, der breit rezipiert wird. Frau G. hebt noch die Vermeidung von Verpackungsmaterialien hervor. Frau G. versteht nur wenig Deutsch und spricht es noch weniger, aber die Empfehlungen zum Sparen von Ressourcen hat sie inkorporiert. Das liegt an ihrem Ehemann, seiner Ausbildung nach ein Lehrer, der sich schon früh für Umweltfragen und Umweltschutz interessiert und alle Anregungen aufgegriffen hatte. Auch Frau B., noch nicht einmal halb so alt wie Frau G., sucht ihren Plastikmüll von vornherein zu reduzieren, indem sie Einkaufstaschen verwendet und auf Plastiktüten und Umverpackungen möglichst verzichtet. Sie wurde von ihren Eltern so erzogen, in der Zeit, als der Slogan „Jute statt Plastik“ kursierte und verzweifelt ein bisschen daran, dass sich während der ganzen Zeitspanne die Problematik eigentlich nicht geändert hat. Damit sieht sie den Erfolg ihrer individuellen Bemühungen in Frage gestellt. Der Einzelne tut, was er kann, aber er hat keinen Einfluss auf andere, und es stellt sich die Sinnfrage, wenn das, was man tut, letztlich doch keine Änderung bringt. Für sich hat sie daraus die Schlussfolgerung gezogen, dass sie tut, was sie kann, das verschaffe zumindest ein gutes Gewissen, aber nicht verbissen alles umsetzt, was möglich wäre. Für Jute-Taschen hat sie ebenso wenig übrig wie für einen hochmoralischen Öko-Lifestyle (den wohl auch ihr Mann nicht teilen würde¹²).

Frau H. erwähnt noch die Verwendung von Energiesparlampen, die sie aber eher für eine „Nebensache“ hält. Ihrer Ansicht nach gehören solche strengen Regulierungen an anderer Stelle eingesetzt, nämlich in der Nahrungsmittel-, der Chemie- und der Pharmaziebranche, weil sie Auswirkungen auf die körperliche Gesundheit haben. Sie vermisst ein Gegengewicht zu dem herrschenden Gedanken „wie verdiene ich immer mehr, egal, ob das menschlich ist ... Wir glauben das, was sie sagen ... Und wenn wir reden, keiner hört uns zu, und mit der Zeit werden wir müde“.

¹¹ Siehe Kathrin Hartmann, Ende der Märchenstunde, München 2009.

¹² Damit soll nun keinesfalls unterstellt werden, dass sie sich nach ihrem Mann ausrichtet, aber es muss im Auge behalten werden, dass Umwelthandeln im Kontext sozialer Beziehungen steht. Das Gleiche gilt auch für Frau G., die durchaus ihren eigenen Antrieb besitzt, auch wenn ihr Ehemann bei der Umstellung der Haushaltsgewohnheiten federführend war.

Die Bereitschaft, sein Leben umweltgerecht zu gestalten und nachhaltig zu handeln, ist durchaus vorhanden, aber die Frage wird gestellt, ob die Empfehlungen immer sinnvoll sind. Es werden höhere Mächte und Interessen gesehen, die viel wirksamer sind. Der Einzelne bleibt auf sich zurückgeworfen und fühlt sich machtlos, schutzlos und auch klein gemacht. So rationalisiert Frau B., die noch am besten mit Umweltschutzdiskursen vertraut ist, ihre Gartentätigkeit als Beitrag zum Klimaschutz, aber eben auch als marginal und individuell wie auch ein wenig anachronistisch neben dem wesentlich größeren, an den Garten angrenzenden Maisfeld, das mit Kunstdünger traktiert wird.

Man könnte, so sinniert Herr F., noch viel mehr tun, wenn man bereit wäre, seinen gesamten Lebensstil zu ändern, aber das wäre mit einem folgenschweren Systemwandel verbunden. In seinen Worten:

„ ... diese einzelnen Konsumsachen, man muss kaufen, muss kaufen. Warum willst du denn unbedingt was kaufen, wenn du was hast? Nur wenn du brauchst, solltest du kaufen. Nicht nach einem Jahr durch Schöneres ersetzen. Brauchst einen Fernseher, nach zwei Jahren sagst, nee, nee, jetzt brauchen wir einen größeren. Kaufst du das ganze Mobiliar für zuhause, und die Frau sagt nach eineinhalb Jahren, tauschen wir das aus. Es ist nicht mehr ‚in‘. Was soll das, tauschen wir's aus. ... Es ist Luxus, es ist wirklich Luxus. Dann sollte jeder sich an die eigene Nase packen: Hören wir mal auf. Aber das macht keiner. Und die Industrieländer, die können das nicht machen. Große Firma, Vorstand sagen, soviel müsst ihr Gewinn machen. Das sind Abermilliarden, Hunderte von Milliarden Euros. Wenn man wirklich auf naturbedachte Produkte übergeht oder runtergeht mit der Produktion, dann sagen sie: ‚Ich hatte 800 Mrd. Gewinn, jetzt hab ich nur 300‘. Was soll das? Man kündigt mich. Aktien schlagen hin und her. Dann sagen sie, dadurch hab ich jetzt 100.000 Arbeiter weniger. Wo wollen sie jetzt anfangen zu arbeiten? ... Industrieländer werden automatisch zu Umweltsündern. Das ist meine Ansicht. Entweder hast du diesen Luxus, diesen Wohlstand, aber dafür musst du dann auch was hergeben. Leider ist es auf Kosten der Natur. Und es geht auch nicht anders. Diese Müllabfälle, Millionen Tonnen von Müllabfällen tagtäglich. Wie die Welt das verkraftet, ist für mich unvorstellbar. ... Aber die Menschen, die diesen Wohlstand gewohnt sind, können keinen Schritt mehr zurückmachen. Warum können Sie das nicht, freiwillig? ... Wenn du sagst: ‚schalt es aus (Klimaanlagen und andere Stromfresser)‘, heißt es: ‚Geht nicht, ich bin dran gewöhnt, ich zahl das‘. ... Die Menschen haben sich daran absolut gewöhnt. Luxus will keiner hergeben.“

Kurz zusammengefasst, Verbraucher und Industrie bilden, nicht nur in Herrn F.'s Augen, ein Kartell der Umweltzerstörung: aus sachlichen Gründen, weil das die Basis der Wirtschaft ist, und weil die Wirtschaftssubjekte unmoralisch geworden sind, die einen, weil sie ihre Gewinne bis ins Sinnlose steigern wollen, die anderen, weil sie auf ihren Komfort nicht verzichten wollen. Er kennt andere Lebensverhältnisse in der ländlichen Türkei. Er sagt nicht, dass er so würde leben wollen, aber angesichts der Folgen äußert sich, wie auch bei Herrn E., eine leichte, wehmütige, wenn auch ambivalente Nostalgie hinsichtlich eines „einfachen Lebens“. Aber beide wissen genau, dass man nichts zurückdrehen kann. Auch in ihrem persönlichen Leben ginge das nicht, ihre Familien würden nicht mitziehen. Es ist kaum anzunehmen, dass ihre computer- und fernsehgeübten Kinder zufriedenzustellen wären mit Naturmaterialien und Versteckspielen, die zu Herrn F.'s Kindheit gehörten. Man kann nicht aussteigen. Jeder, der die Gelegenheit hat, macht sich zwangsläufig schuldig. Für den das Gewissen beruhigende Lohas-Lebensstil fehlt der finanzielle Hintergrund, auch wenn beide Eheleute arbeiten. So bleiben nur die kleinen Pflaster Mülltrennung und Senkung des Energieverbrauchs.

Seine Hauptinformationen über Umweltgefahren bezieht Herr F., wie die anderen auch, aus dem Fernsehen. Er macht sich Sorgen um den sorglosen Umgang mit Gentechnologie („gefährlicher als die Atombombe“) und eine unkontrollierte Dissemination, um die Verschmutzung der Meere, Wasserknappheit und Entwaldung, tote Erde: „Man sitzt da und man kriegt wirklich Angst, also richtig Angst. Das macht einen fertig.“ Seiner Meinung nach verlangt die Verhütung solcher Entwicklungen mehr Regulierung. Für sich selber, im Rahmen seines unmittelbaren Lebens, sieht er nur die Möglichkeit, das Grün, die Natur vor seiner Haustür zu schützen, indem er darauf achtet, dass die Grünanlagen nicht beschädigt werden. Seinen eigenen Kindern jedenfalls hat er eingeschärft, beim Spielen Acht zu geben, die Büsche und Bäume nicht zu beschädigen, Blumen nicht abzureißen und den Bolzplatz statt des Rasens zum Fußballspielen zu benutzen. Die eigenen Kinder Achtung vor und Liebe zur Natur zu lehren, sie überhaupt an-

schaulich und im wahrsten Sinne des Wortes „begreifend“ mit Natur und Naturvorgängen bekannt zu machen, ist auch ein pädagogisches Ziel der Gartenbenutzer, die kleine Kinder haben. Die Angst um die natürliche Umwelt teilt Herr F. durchaus mit den anderen Befragten. Auch sie fürchten die Zerstörung. Auffällig ist, dass Migranten, die ja zumeist aus eben den Regionen kommen, für die drastische Auswirkungen (Überschwemmung, Wasserknappheit) durch den Klimawandel prognostiziert werden, feine Antennen für das haben, was in ihren Herkunftsländern vor sich geht. Jeder weiß, aus eigenen, über die Jahre gewonnenen Anschauungen während der Ferientaufenthalte, aus Mitteilungen von Verwandten oder aus der Medienlandschaft von bereits eingetretenen Veränderungen zu berichten. Damit haben sie sozusagen einen unmittelbaren, ästhetischen Zugang zum Phänomen des Klimawandels, das in unserer Region eher an-ästhetisch, d. h. nicht unmittelbar wahrnehmbar ist. Für sie sind die Folgen nicht fern und abstrakt, wodurch eine stärkere Sensibilität vorhanden ist.

Religion und Umwelt

Erhöht eine ausgeprägte religiöse Einstellung die Sensibilität für Natur-, Umwelt- und Klimaschutz? Veranlasst sie tätig zu werden? Theoretisch jedenfalls scheint es nahe zu liegen, dass sich mit der Vorstellung eines Schöpfergottes eine Heiligung von Natur verbindet, die ein normatives Gegengewicht zum reinen Utilitaritätsgedanken bilden könnte. Aber stellen diejenigen, die sich in Bezug zu einem Gott definieren, solche Verbindungen her, oder gehen sie vielmehr von zwei getrennten Systemen aus, hier Religion und da Wirtschaft, die um ihre Eigenlogiken kreisen und keine Berührungspunkte haben? Wie sieht der Alltagsmensch diese Beziehung?

Die christliche Religion

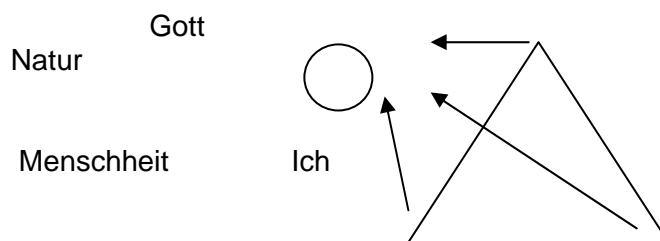
In unserer kleinen Studie definieren sich fünf Personen als religiös. Frau A. und Frau B. sind Christinnen. Frau A. wuchs im Buddhismus auf und konvertierte später zusammen mit ihrem Mann zum Katholizismus. Von sich aus stellt sie im Gespräch zunächst keine Beziehung zwischen Religion und Natur her. Erst auf Nachfrage gibt sie allmählich ihre Reserviertheit auf, öffnet sich ein wenig und stellt Zusammenhänge her. Zunächst mag sie nicht darüber reden, obschon sie offen zur ihrer Einstellung steht, die gut sichtbar an dem an der Gartenlaube fixierten hölzernen Kreuz von schätzungsweise dreißig Zentimeter Höhe ablesbar ist. Aber Religion ist in dieser Gartengemeinschaft, wie sich vagen Andeutungen entnehmen lässt, ein heikles Thema. Es scheint, als würde man bewusst nicht darüber sprechen wollen, um latent vorhandene Spannungen nicht offen ausbrechen zu lassen. Aus wenigen Anhaltspunkten lassen sich zwei, wenn nicht drei Spannungsachsen ableiten. Die erste ist die muslimisch-christliche Achse, in der unterschiedliche Überzeugungen aneinander geraten, von der jede beansprucht, „die Wahrheit des Lebens“ zu vermitteln, wie Frau A., die einen globalen Krieg zwischen den Religionen fürchtet, es formuliert. Über die Muslime in der Gartengemeinschaft, äußert sie sich nicht. Die zweite Achse ist die zwischen den sich als gläubig definierenden Muslimen und den sog. Kulturmuslimen, die zwar aus einer islamischen Region kommen, aber Religion nicht praktizieren. In einem der Interkulturellen Gärten sind diese beiden Fraktionen zufällig so verteilt, dass die einen „unten“, am Eingang des Gartens ihre Parzellen haben, die anderen „oben“, am entgegengesetzten, zu einer Anhöhe ansteigenden Ende. Man kann sich also weitgehend aus dem Weg gehen. Denen von „oben“ ist es schon ein Dorn im Auge, dass die Landsmänner von „unten“ im Sommer kurze Hosen tragen und ungeniert ihr Bier genießen. Es lässt sich nicht ermesen, was in diesem Fall genau hinter den wechselseitigen Abneigungen steckt, die wohl in der Regel so gehandhabt werden, dass man sich gegenseitig ignoriert, aber es scheint, als kämen hier innertürkische Spannungen und Konkurrenzen um den „guten Menschen“ zum Vorschein. Die dritte Achse ist die zwischen Religiösen und Nichtreligiösen, unabhängig um welche Religion es sich handelt. Frau A. jedenfalls vermittelt das Gefühl, unter Rechtfertigungszwängen zu stehen, weil sie sie „einen Glauben“ hat. Dann würde man schon einmal für „blöd“ gehalten. Der Zusammenhang zwischen Religion und Umwelt besteht ihrer Ansicht nach darin, dass sich im menschlichen Materialismus Hybris gegenüber dem Schöpfer und der Schöpfungsordnung ausdrücke. Die Menschen ignorieren, dass sie von Gott erschaffen sind. Daher werden sie bestraft durch Phänomene wie Erdbeben, denn was „Gott uns gegeben hat, kann er auch wieder nehmen“: „Ich finde, die Menschen sind immer schlimmer geworden, immer grausamer, und das muss man dann büßen“. Naturkatastrophen, auf die der Mensch keinen Einfluss hat, sind

somit als Mahnung zum Einhalten und Umkehren zu verstehen. Andererseits ist der Mensch so hochmütig, Naturgaben in zerstörerischer Weise anzuwenden. Durch menschliches Konkurrenz- und Machtdenken, das sich in der Moderne Bahn bricht dahingehend, dass sie „die Natur kaputt machen, mit dem Feuer spielen“ wie z. B. in der Anwendung von Atomenergie in Asien deutlich wird (auch hier wieder die Referenz an die ursprüngliche Heimatregion, denn sie kommt aus einem Land, das umrundet ist von Atommächten, ohne selbst eine zu sein). Und alles nur, nur um ihre (nationale) Macht zu demonstrieren, „damit man sieht, wir sind mächtig“. Anstatt ihre Kapazitäten einzusetzen, um die Armut zu bekämpfen, provozieren sie den Schöpfer und zerstören die positive Intention der Schöpfung. In Frau A.'s Rangordnung ist der Buddhismus nach dem Katholizismus „die beste Religion“, weil er „ganz ruhig, ganz zahm, sehr nett, sehr religiös, sehr menschlich“ sei. Allerdings vermisst sie die göttliche Botschaft, das „Himmliche“ und seine Vermittler (wie z. B. eine erscheinende Mutter Gottes). Darüber hinaus fehlt ihr, neben dem Beweis für die Lehre der Wiedergeburt, eine gesellschaftsgestaltende Antriebskraft, die sie, auch wenn sie sie nicht erklärt, in der christlichen Theologie sieht. Am Buddhismus schätzt sie, dass er, „mit der Natur lebt“, kritisiert aber, dass er weniger „mit den Menschen“ lebt, sondern sich „vom Leben, vom täglichen Lebenskampf distanziert“ durch den Rückzug an einen „reinen ruhigen Ort, Wald, Berg, ganz zurückgezogen“, wie man an den „parasitären“ Mönchen sehen könne, die um Unterstützung bitten, aber nicht andere unterstützen, sich nicht um „Notleidende“ kümmern, sondern bloß um ihre individuelle „Seele“. Es sei gut, anderen Leuten und auch Tieren keinen Schaden zuzufügen und auch „Ruhe zu finden und die Seele auszuruhen“ im Rahmen eines vorübergehenden Klostersaufenthaltes, aber das sei nicht genug, zu defensiv, denn „man muss den Menschen helfen, muss den Notleidenden“ helfen. Sie sieht einen egoistischen Zug darin, wenn z. B. Frauen, die „enttäuscht“, „deprimiert“ oder „lebensmüde“ sind, „wenn sie ihre Kinder nicht mehr mögen, wenn ihr Mann sie nicht mehr mag“, wenn sie sich also in Lebenskrisen befinden, „in die Pagode gehen“, „sich die Haare abschneiden“ und ihre „Familien im Stich lassen“, um sich wieder zu erholen. Zentral sei hingegen, sich für andere, für eine Gemeinschaft zu opfern. Darin liegt für sie die Kraft. Sie sieht auch keinen Sinn darin, Ungezieferplagen zu erleiden, denn auch die „Natur hat Nachteile davon“, z. B. von Mäuse- oder Rattenplagen, „das bringt gar nichts“, die sollte man töten, ist doch kein Problem“. Das Prinzip der Achtung vor dem Leben weicht hier dem Prinzip der „Weltbeherrschung“, das Max Weber der christlichen Religion zurechnet, auch wenn Frau A. es im Kleinen, in ihrem Garten, nicht fertig bringt, die gefräßigen Schnecken zu töten, sondern sie lieber im angrenzenden Wäldchen aussetzt.

Natur ist für Frau A. mit Religion auf zweierlei Weise verbunden: Erstens, metaphysisch, denn sie „ist von Gott geschenkt, und wenn die Menschen das (Geschenk) nicht gut behandeln, wird es von Gott zurückgenommen“. Zweitens, auf der konkreten Ebene, gibt es „sachliche“ Gründe, „wissenschaftlich“ nachweisbares Fehlverhalten, z. B. im zerstörerischen CO₂-Ausstoß. Aber beides sieht sie als behebbar, „wenn wir an Gott glauben“. So ganz sicher ist das wohl nicht, aber „das gibt bestimmt was“. Die Umwelt zu schützen, umweltbewusst zu handeln, so lässt sich aus Frau A.'s Darlegung folgern, ist nicht unmittelbar ein religiöser Imperativ, aber es ist eine Stütze in einer Reihe ethischer Anforderungen in Bezug auf Mitmenschlichkeit und Gemeinschaftsverantwortung. Natur ist kein Wert an sich, sondern wird da relevant, wo sie in Verbindung mit dem Menschen, mit Verteilungsgerechtigkeit steht.

Auch die wesentlich jüngere Frau B., aufgewachsen in einer evangelischen Familie, ist ein sehr religiöser Mensch. Auch sie glaubt an die Existenz eines allmächtigen Schöpfergottes, der sich in der Natur in ambivalenter Weise dokumentiert. Sie reflektiert für sich diese Ambivalenz in der Einschätzung, dass sie zu einer „romantischen Naturbegeisterung“ neige, „weil mir das selber ebenso gut tut und weil ich das („Naturidyll“) so schön finde“ einerseits und, andererseits, ihrer Furcht vor zerstörerischen Naturgewalten wie z. B. Stürmen, die sie mit dem unangenehmen Gefühl des Kontrollverlustes konfrontieren. „Man ist dem ausgeliefert, und das hat man als moderner Mensch eigentlich nicht so gern. Man denkt immer, man kann alles so kontrollieren und steuern, dass das Leben angenehm und komfortabel ist“. Gott und Naturgeschehen hängen, wie auch immer genau (sie bezieht sich nicht wie Frau A. auf das Strafmotiv, ihr Gott ist kein zürnender, sondern ein liebender), eng zusammen. Problematisch für Frau B. ist das Verhältnis von steuerndem Gott und steuerndem Menschen. Knicken Hochspannungsmasten um, unterbrechen die Stromzufuhr und verbarrikadieren Straßen, sterben Menschen an schweren Krank-

heiten, weil das von Gott so gewollt ist (was sie nicht so recht in ihre Gottesvorstellung einfügen kann), oder zeigen sich hier Folgen des Klimawandels, den „schon Generationen zuvor eingerichtet haben“ und der einen zu dem Gedanken bringt, „man selber als kleines Würstchen kann doch nichts dafür“ und „was ich jetzt dann tue, macht ja keinen großen Unterschied mehr“? Beides verursacht allerdings die gleiche Ohnmacht. Was sie sich auch fragt, ist, „wie allmächtig ist jetzt der Gott da“?, bzw. in welcher Beziehung steht man, der einzelne Mensch, zu ihm oder, eher umgekehrt, in welcher Beziehung steht Gott zum einzelnen Menschen? Sie stellt ihre Vorstellungen in Frage, denn: „Da ist immer dieser Knopfdruck: Ich wünsch’ mir das aber, dass das anders wird, und dann macht der das so. Das funktioniert wohl nicht, also, das glaube ich jetzt nicht mehr. Ich glaub’, so mächtig ist er dann wohl einfach nicht. Aber das ist wirklich ein schwieriges Thema. Man kann sich sein ganzes Leben damit beschäftigen. Manche Sachen laufen trotzdem ganz schön schief, auch wenn man daran glaubt, dass da jemand ist. Aber es gibt einem ein bisschen mehr Durchhaltevermögen, dass es sich letztlich doch noch zum Besseren wenden kann, manchmal, das glaub ich schon, oder dass man da noch jemanden hat, der einem mithilft, weil man sich ja selber unmöglich immer um alles kümmern kann“. Letztlich muss man darauf vertrauen, dass die Dinge auch von allein, ohne eigene Kontrolle gut laufen. Die Beziehung zwischen Religion bzw. Gott und Natur ist eng, aber bleibt abstrakt. Die unüberschaubaren, unkontrollierbaren Gesetze der Natur erscheinen als eine Metapher für einen ebenso undurchschaubaren Gott. Würde man ein Schema von Frau B.’s Beziehungsmuster anfertigen, sähe es ungefähr so aus:



Natur wird gestaltet von drei Variablen, 1., Gott (in erster Linie), 2., Menschheit (konkrete Akteure werden nicht bezeichnet), die seit Generationen gravierende Veränderungen bewirkt, 3., dem Ich, der eigenen Person, die sich verpflichtet fühlt, das auszugleichen, was 2. angerichtet hat. „Ich“ aber ist ohnmächtig gegenüber diesen beiden Kräften, kann nur im kleinen Rahmen versuchen, etwas zu tun, das zumindest das Gewissen entlastet: den Gebrauch von Plastik eindämmen, auf ein Auto zu verzichten, Müll zu trennen, 40 qm Garten anzulegen, um mit diesem „Fleckchen ... etwas fürs Klima zu tun, wenn es nicht zubetoniert, sondern wenn es ein Garten ist“, und darüber nachzudenken, was man sonst noch tun könnte, ohne dass es den Alltag und den Geldbeutel allzu sehr belastet.

Auffallend ist, dass weder Frau A. noch Frau B. religiöse Institutionen ins Spiel bringen, woraus zu schließen ist, dass Umwelt-, Klima- und Naturschutz hier nicht eingebettet sind. Das Individuum scheint von dieser Seite nicht viel Unterstützung zu erfahren. Es ist anzunehmen, dass Frau B. als Tochter eines Pfarrers und, wie sie ironisch kommentiert, aufgewachsen mit dem Slogan „Jute statt Plastik“ (weshalb sie zwar Einkaufstaschen benutzt, aber bloß keine aus Jute) und der Idee von fairem Handel, das Engagement des evangelischen Deutschen Entwicklungsdienstes, der sich auch dem Umwelthandeln verschrieben hat, und der kleinen lokalen Eine-Welt-Initiativen kennt, aber sie erwähnt beide nicht. Die Assoziationskette unseres Gespräches fängt das nicht ein. Gleichwohl kann man den individuellen Haltungen, die hier zum Ausdruck kommen, unterstellen, dass sie tendenziell die inkongruente Einstellung der Kirche zur Beziehung von Religion und Natur widerspiegeln. Diese Inkongruenz führt dazu, dass das gottgläubige Individuum letztlich auf sich selbst zurückgeworfen ist, um die Leerstelle zu füllen. Von Beginn des naturwissenschaftlichen Denkens an bis heute besteht eine scharfe Dichotomie zwischen kausalen, quantitativen Erklärungsmustern auf der einen und metaphysischen, qualitativen auf der anderen Seite. Diskurse um Natur-, Umwelt- und Klimaschutz gehen ausschließlich auf die ersten zurück. Eher praktisch orientierte Alltagsmenschen wie Frau A. und Frau B. orientieren sich eindeutig an ihnen und richten ihr Handeln nach ihnen aus. Denn diese eher technisch gelagerten Diskurse legen nahe, was konkret zu tun ist, während die ethisch-religiöse

Haltung einer allgemeinen Reflexion dient und sich den praktischen Fragen entzieht bzw. sich der technisch-sachlichen Argumentationslinie anschließt.¹³ Frau A. zeigt geradezu eine Passion für Kausalität, indem sie seit Jahren intensiv und in wiederholten Experimenten nach Bedingungen sucht, die ihre Rosen wie auch die Pflanzen, die aus Asien stammen, unter den hiesigen Bedingungen möglichst gut wachsen und Früchte tragen lassen, wie auch nach den Ursachen, die dies einschränken. Sie bringt, mit Freuden, ihren „Kopf“ ein und stellt Analysen an im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Frau B. verfährt ähnlich, wenn auch weniger fachkundig und weniger ehrgeizig. Beide stellen das Kausalitätsprinzip nicht nur nicht in Frage, sie arbeiten auch bewusst damit. Aber ihre Haltung zu Natur erschöpft sich nicht in dieser innerweltlichen Beziehung, in kausalen Gesetzen und naturwissenschaftlicher Sprache. Sie äußern eine „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“¹⁴, nach einer besseren und einer gerechteren Welt und zeigen auch Anzeichen von dem, was Albert Einstein „kosmische Religiosität“ nennt und der sich das Individuum zuwendet, das „die Erhabenheit und wunderbare Ordnung, welche sich in der Natur“ und „in der Welt des Geistes offenbart“ und das „das individuelle Dasein als eine Art Gefängnis ... empfindet ... und die Gesamtheit des Seienden als ein Einheitliches und Sinnvolles erleben ... will“.¹⁵ Diese Form freilich, die „keine Dogmen und keinen Gott kennt, der nach dem Bild des Menschen gedacht wäre“¹⁶, ist ein Sonderfall, der außerhalb der Kirche, aber auch verborgen in der Theologie, in der Häresie sowie in der Wissenschaft vorkommt, in reiner Form bei denjenigen, die sozusagen befallen sind von einem „tiefe(m) Glaube(n) an die Vernunft des Weltenbaus und (einer) Sehnsucht nach dem Begreifen, wenn auch nur eines geringes Abglanzes der in dieser Welt geoffenbarten Vernunft“.¹⁷ Gewiss sind die Ausführungen von Frau A. und Frau B. nicht mit denen von Kepler oder Newton zu vergleichen. Sie sind nur vor allem am Praktischen orientierte Alltagsmenschen, die versuchen, wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Diskurse mit religiösen Überzeugungen und Sinnfragen zu verbinden bzw., weil das offensichtlich nicht gelingt, wenigstens lose nebeneinander zu stellen. Natur erweist sich als ein Bindeglied zwischen beiden Bereichen und Denkweisen, aber auch als sinnlich-begrifflicher Schlüssel zu einem abstrakten Gott und der Idee einer vollkommenen Ordnung. Hierin steckt ein pantheistisches Element, das menschlichen Erkenntnisprozessen zugrunde liegt. „Es ist ja doch etwas so ganz Einfaches in uns, was sich sträubt ... gegen eine mechanische Naturauffassung ..., es lebt in uns das ganz natürliche Gefühl für irgendeine Einheit der Natur, eine Art von Menschlichkeit des Dinglichen, die sich ein gesunder Mensch nicht rauben lassen will. Diese Dinge um uns haben doch auch ihre Schicksale...“¹⁸. Dinge sind nicht einfach nur Dinge, sie werden mit Geist, Phantasie, Bildern gefüllt, vermenschlicht, in ihnen spiegelt sich der menschliche Geist. In diesem Pantheismus „werden die Dinge nicht verneint, nein, bejaht“, sie werden genommen als das, was sie sind. Allerdings, so bemerkt von Weizsäcker: „Diese Naturgesinnung ist heidnisch“. In der christlichen Religion ist Gott nicht gleichgesetzt mit Natur, sondern „das All der Natur“ und, wie von Weizsäcker sagt: „Denn wenn ich sage: er ist alles, so weiß ich von ihm nichts, denn ich weiß nicht alles, weiß nicht, was das All ist“.¹⁹ Es erhebt sich die Frage, ob nicht durch die Abgrenzung zum vor- und nicht-christlichen Pantheismus ein Lücke entstanden ist, ein Ausblenden der Natur zugunsten des Geistes, wohl noch (im Katholizismus) auf den menschlichen Körper deutend, aber weitgehend schweigend

¹³Hans Diefenbacher z.B., der Umweltbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland verbindet Engagement in Umweltangelegenheiten in erster Linie mit Umweltpolitik, gestützt durch ethische Rückbesinnung und Vermittlung umweltpolitischer Maßnahmen in religiösen Institutionen. D.h., die Argumentation, die außerhalb der Religion gewachsen ist, wird übernommen und ergänzt, ohne dass ein ausgeprägter eigenständiger Diskurs ersichtlich wäre. Hans Diefenbacher, Schöpfungsverantwortung aus christlicher Sicht, in: Gottfried Orth (Hg.), Die Erde – lebensfreundlicher Ort für alle. Göttinger Religionsgespräch 2002 zur Umwelt- und Klimapolitik, Münster 2002, S. 21-30.

¹⁴ Max Horkheimer, Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen, in: Hans Rössner (Hg.), Der nahe und der ferne Gott: Nichttheologische Texte zur Gottesfrage im 20. Jahrhundert: ein Lesebuch, Berlin 1981, S. 327-334.

¹⁵ Albert Einstein, Wie ich die Welt sehe, in: Hans Rössner, a.a.O., S. 159-163, S. 162.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., S. 163.

¹⁸ Viktor von Weizsäcker, Die Elemente und das Leben, in: Hans Rössner, a.a.O., S. 164-171, S. 170.

¹⁹ Ebd., S. 171.

über den Rest. Aus dieser Distanz rührt vielleicht (das müsste man gezielter überprüfen) eine gewisse Schwerfälligkeit im Umgang mit Fragen von Natur und Umwelt, die unter diesen Bedingungen nicht als originär verwurzelt erscheinen, sondern erst über den politisch-technischen Diskurs zugänglich werden. Für Natur-, Umwelt- und Klimaschutz finden sich somit wenige direkte Ansatzpunkte. Eine Brücke, auf die auch Frau A. und B. deuten („anderen helfen“, „alle sollten gleichermaßen umweltgerecht handeln“), ist das, was Weber mit „Brüderlichkeitsethik“ und „Gesinnungsethik“ umschreibt, das ist die moralische Pflicht, sich gegenseitig zu helfen, mit- und füreinander Verantwortung zu übernehmen durch Umweltschutzpraktiken im Alltag für eine lebensfreundliche Welt (auch für die nächste Generation), um die natürlichen Ressourcen und Lebenschancen gerecht zu verteilen. Kurz zusammengefasst, Natur-, Umwelt- und Klimaschutz ist dem religiösen Kontext weniger direkt inhärent aufgrund eigenlogischer und historischer Rahmenbedingungen, die in der Betonung des Geistigen und des Menschlichen und der Differenz von Naturwissenschaftlichen und des Religiösen liegen. Man findet Anknüpfungsversuche unter programmatischen Schlagworten wie „Schöpfungsverantwortung“ und „Schöpfungsgemeinschaft“²⁰, aber keine ausgeprägten eigenen Ansätze. Die Kirchen verstehen sich nicht als ein herausragender Umweltakteur, sondern als eine Organisation unter anderen Organisationen in der Zivilgesellschaft, die Umweltarbeit in ihren Gemeinden leisten kann.

Die islamische Religion

Als gläubige Muslime verstehen sich die ungefähr 65jährige Frau G., die als junge Ehefrau, die ungefähr 55jährige Frau H., die vor 20 Jahren als Braut nach Deutschland kamen sowie Herr F., der Anfang 40 ist und seit seinem elften Lebensjahr hier lebt. Frau H. ist Schiitin und durch ihr Studium orientalischer Sprachen bestens mit dem Koran vertraut. Frau G. hat nie eine Schule besucht, so wie das damals für Mädchen in ländlichen Regionen üblich war. Vor kurzem hat sie, unterstützt durch Mitgärtner/innen, Lesen und Schreiben gelernt. Erst seit ihrem Umzug besucht die Witwe regelmäßig den Frauenkreis einer Moschee, wodurch sie sich in der neuen Umgebung einen Bekanntenkreis aufbauen konnte. Ihr Wissen über Religion basiert somit auf mündlicher Form. Herr F., so ist anzunehmen, hat einen Hauptschulabschluss, ist sozial engagiert in dem Betrieb, in dem er arbeitet, aber nicht in einer islamischen Gemeinschaft. Wie sein Kenntnisstand über Religion ist und auf welcher Basis er beruht, ist schwer abzuschätzen. Sehr profunde dürfte er nicht sein, er vermittelt den Eindruck, als ob er mehr als genug von anderen Dingen in Beschlag genommen sei, um sich allzu sehr mit Religion auseinanderzusetzen. Ein regelmäßiger Moscheegänger ist er jedenfalls nicht. Trotz aller Unterschiede ist allen dreien gemeinsam, dass man sie als Freidenker bezeichnen kann in dem Sinne, dass sie Religiosität als eine individuelle Angelegenheit, als einen ethischen Stützpfeiler für ihr eigenes Leben verstehen und sich ihre eigenen (persönlichen?) Gedanken darüber machen. Würde man sie nicht direkt fragen, hätte man überhaupt keinen Anhaltspunkt, was ihre Einstellung zu Religion angeht. Von sich aus reden sie nicht darüber. Außer im Interview mit Frau H., die vorher wusste, dass Religion ein Thema unseres Gespräches sein würde, wurde von selbst kein Zusammenhang mit Natur und Naturschutz hergestellt, sondern erst auf Nachfrage und da zunächst zögerlich, weil man eigentlich nicht über so eine private Angelegenheit wie Religion reden wollte und wohl auch Unheil witterte. Aber nicht der Gedanke, dass man etwas unbenannt lassen müsse, erzeugt die gleiche Trennung von praktischen sachlich begründeten Maßnahmen (Recycling, sparsamer Umgang mit Ressourcen, reflektierter Konsum) und religiösen Motiven, wie oben im Zusammenhang mit den beiden christlichen Frauen beschrieben, sondern es liegen die gleichen Spaltlinien(?) vor. Dennoch ist die Dichotomie nicht so stark. Alle drei äußern die Gewissheit, dass der Koran Achtung vor der Natur gebietet.

In Herrn F.'s Worten: „Wenn man den Koran genau liest, (heißt es) jetzt ganz kurz: Du darfst kein Leben nehmen. Es ist verboten für den Menschen, Leben zu nehmen. Oder Schlechtes zu tun. Es ist Tabu, absolut Tabu und Sünde. So viel. ... Es gibt auch im Koran Verse, wo es auch gesagt wird, es ist ein *Leben*, weil es wächst und groß wird und stirbt. Es ist ein Leben. Dem

²⁰ Siehe Gotthard Dobmeier, *Biblische Grundlagen der Schöpfungsverantwortung*, in: Gottfried Orth (Hg.), *Die Erde – lebensfreundlicher Ort für alle. Göttinger Religionsgespräch 2002 zur Umwelt- und Klimapolitik*, Münster 2002, S. 17-20; Hans Diefenbacher, *Schöpfungsverantwortung aus christlicher Sicht*, ebd., S. 21-30.

darfst du nichts Schlechtes antun. Darfst du nicht. Es ist Tabu, es ist eine Sünde. In islamischer Religion ist es auch angelegt. Es lebt. Darfst nichts tun, ganz kurz gesagt. Es ist ein Leben. Du sollst es auch schützen. So, Pilgerzeit z. B., es ist so fein. Du musst aufpassen, dass du nicht absichtlich eine Blume zerdrückst. Es ist wirklich so fein (im Sinne von ausgeprägt), du darfst nicht mal eine Blume absichtlich zerdrücken, so dass sie kaputt geht. Darfst du nicht. Ameisen, du siehst Ameisen, und du trittst absichtlich drauf, darfst du nicht. Darfst du nicht. Versuch das zu umgehen. Weil, es hat auch ein Leben. ... Es ist allgemein so, wie ich gesagt habe. Während der Pilgerzeit ist es noch wichtiger, weil sonst gilt deine Pilgerfahrt nicht. ... Das ist dann umsonst gewesen. ... Es gilt nicht als deine Pilgerfahrt. Und das versucht man auch den Kindern beizubringen halt: Nicht andauernd, wenn ihr rausgeht, die Kamille, die Blumen da z. B. pflücken. Die Kinder tun das im Frühling. Dann sag ich: ‚Nee, lass das‘. Die versuchen ja, ne ganze Handvoll zu nehmen. Warum so viele? Eine passt schon. Man muss, sollte wirklich darauf achten. Wir sind alle auf dieser Welt, und wenn jeder das tut, was er will, und versandelt all das Grüne und all die Wälder, im Endeffekt brauchen *wir* das. ... Kleine Blumen sind harmlos. Da gehen die Wälder wirklich zugrunde, ne, saurer Regen, und was weiß ich. Zum Beispiel, muss Laminat gemacht werden oder Naturholzmöbel, ne, wieso denn eigentlich? Weil, durch das kriegen wir wenigstens Sauerstoff. Die Erde erholt sich nicht so schnell. Interviewerin(?): Glauben Sie, dass Religion da helfen könnte? Nein, nein, da sollte man sich distanzieren. Es gibt logische Sachen und es gibt auch unlogische Sachen. Es muss für jemanden akzeptabel sein, durch den Verstand. Ich sehe dieses Grüne, diese Bäume gerne. Natürlich bin ich dagegen, wenn irgendein Idiot, irgendwelche Leute anfangen, alte Bäume abzuhacken. Dann ist überall richtig blank.“

Leben, egal in welcher Form, ist achtenswert und muss geschützt werden. Das leitet Herr F. aus dem Islam ab, weil die Natur Teil der Schöpfung ist, aber er sieht keinen Automatismus dergestalt, dass derjenige, der sich als religiös definiert, zu dieser Erkenntnis kommt. Natur-, Umwelt- und Klimaschutz ist für ihn vor allem eine Sache des „Verstandes“ wie auch des persönlichen Sinnes für Ästhetik, und er persönlich mag es nicht, wenn alte Bäume gefällt werden oder Grünanlagen durch Fußballspielen unansehnlich werden: „Ich will so was nicht haben, weil es für mich unästhetisch ist, weil diese schöne Sache dann weg ist. Will ich nicht. Das hat dann mit der Religion nichts zu tun. Ist eine persönliche Sache“. Gleichzeitig aber bezeichnet er die Verstöße, die er aufgezeigt, als „Sünde“, wobei er sündhaft explizit gleichsetzt mit schlecht. Damit bedient er sich für den gleichen Sachverhalt der religiösen wie der nichtreligiösen Sprache. Für ihn ist die Religion ein Anstoß, der sich aber, auch in Hinsicht auf Natur-, Umwelt- und Klimaschutz verbinden muss nicht nur mit logischem Denken, sondern auch mit dem Strafgesetz. Ethik ist das eine, aber sie beruht auf dem Individuum und ist somit eine unzuverlässige Stütze, Normativität, institutionell untermauert, ist das andere Standbein und realistischere Mittel für den Schutz der Umwelt. Das jedenfalls sagt ihm seine Lebenserfahrung. Religion („alle Religionen“), so kann man seinen Worten entnehmen, legitimiert ganz klar Natur-, Umwelt- und Klimaschutz, auch wenn sie Verstöße nicht ahnden, sondern nur als Leitlinie an den guten Willen appellieren kann. Aber wirken kann sie nur, wenn der individuelle Wille zur Akzeptanz vorhanden ist. An dem scheint es ihm aber bei vielen Leuten zu mangeln, weshalb er die größere Macht im weltlichen Gesetz sieht.

Auch für Frau G. ist der Islam eine wichtige ethische Leitlinie, in die ein achtsamer Umgang mit Natur und Umwelt eingeschrieben ist, für deren pragmatische Umsetzung im Alltag jeder Einzelne für sich verantwortlich ist. Dazu gehört ein sparsamer Umgang mit Wasser und Lebensmitteln. Aufgewachsen ist sie mit einer Vielzahl von religiös motivierten Geschichten, die einprägsam ethische Tugenden beschreiben. Allerdings fallen ihr während unseres Gesprächs keine ein. Sie beklagt, in der Türkei, vor allem im städtischen Umfeld bzw. in der jüngeren Generation, habe eine „Europäisierung“ stattgefunden, die diese Form der Vermittlung verdrängt habe. Während des Gesprächs war auch ihre Tochter zugegen, die dies bestätigt und überdies anmerkt, Umwelthandeln und eine positive Einstellung zur Natur bedürfe nicht unbedingt der religiösen Inspiration und auch nicht der religiösen Sprache, es ginge durchaus auch ohne. Als Beispiel verweist sie auf ihre Schwester (ebenfalls eine Akademikerin), die den kleinen Sohn zum Respekt vor Natur erzieht, indem sie ihm z. B. nahelegt, Tiere nicht zu quälen und Blumen nicht zu verletzen; sie würden Schmerzen erleiden und weinen. In diesem Zusammenhang taucht der Aspekt der Sublimation, der Verschiebung vom Religiösen ins Weltliche, auf und

damit die, gerade in den letzten Jahren wieder aktualisierte Frage, ob das Religiöse hier im weltlichen Gewand weiterwirkt. Das könnten allerdings nur weiterführende Studien erweisen. Auch für Frau H. spielt die Vorstellung von der beseelten Natur eine große Rolle. Anfangs, als sie nach Deutschland kam, so gar nicht heimisch werden konnte, weil die ganzen Lebensumstände ihr sehr fremd waren, sie sozusagen keinen Platz für sich finden konnte, unter der sozialen Isolation litt, die durch die fehlende Beherrschung der deutschen Sprache verschärft wurde (und das, obwohl sie sehr kommunikationsfreudig ist), sowie unter dem schwer erträglichen als Nichts und Niemand durch die Welt zu gehen, war der Interkulturelle Garten ihr wichtigster Ankerpunkt. Hierhin ging sie oft, nicht nur zum Arbeiten, sondern auch um „mit den Blumen zu reden“, ihnen ihr Leid zu klagen. Sie erzählt auch von dem Zitronenbaum, den ihre Großmutter einst im Innenhof hegte und pflegte, ebenso wie die Kräuter, die in seinem Schatten wuchsen. Diese wurden immer vor zehn Uhr morgens, vor der aufziehenden Mittagshitze gepflückt, da es „eine Beleidigung für die Pflanze“ gewesen wäre, sie in der Mittagshitze zu pflücken. „Eigentlich“, sinniert Frau H., „bedeutet das, dass die Pflanze sich fühlt wie ein Mensch. So wie wir auch in der Hitze keine Lust für nichts haben. Die Pflanze hat das gleiche Gefühl. Vorher ist sie *bereit* zum Pflücken, aber nicht in der Mittagshitze. ... Das habe ich damals nicht begriffen, erst in Europa. Da hab ich mich auch mehr informiert, und ich verstehe jetzt, was das heißt“. Für Frau H. existieren Menschen, Tiere und Pflanzen gleichberechtigt nebeneinander. Sie alle sind Zeichen eines (Teil des?)Schöpfungsplanes. Jedes Wesen hat seine Funktion, und darin ergänzen sie einander. Sie verweist auf die unter Muslimen weit verbreitete Geschichte von der Spinne, die, nachdem der Prophet Mohammed auf der Flucht vor seinen Feinden in einer Höhle Schutz suchte, den Eingang mit ihrem Faden verspann und ihn dadurch verbarg. Sie verweist auf Bäume und Pflanzen, die als heilig gelten, als besondere Zeichen der Anwesenheit Gottes. Sie kennt, wie Frau G., die ebenfalls in einem muslimischen Land aufwuchs und zur älteren Generation gehört, viele Geschichten und Sprichwörter, die auf Erscheinungen der Natur rekurrieren, aber wie jener sind sie ihr im Gesprächs nicht präsent. Beide Frauen, wie auch Herr F., sehen durchaus einen engen Bezug zwischen Umweltschutz? und Religion, indem sie auf die Schöpfung verweisen. Ein bisschen stärker als die beiden Christinnen verweisen sie auf den Aspekt der Interkonnektivität und auf nichtmenschliche Lebensformen als Mitgeschöpfe, denen man Achtung schulde. Bei aller Vorsicht lässt sich daraus schließen, dass der Islam eine positive Einstellung, ein Mitgefühl gegenüber Tieren und Natur bewirken kann - so denn der Einzelne bereit ist, das aufzugreifen. Dass eine ethische Richtschnur vorhanden ist, bedeutet nicht automatisch, dass man sich an ihr ausrichten muss. Zwar existiert im Christentum in der Gestalt des Heiligen Franziskus, der mit den Tieren redet, eine Allegorie der Verbindung vom Heiligen und Natur (die in den Gesprächen mit den beiden christlichen Frauen nicht erwähnt wird), aber ansonsten ist eine solche Beziehung bildnerisch und erzählerisch nicht in prägnanter Weise präsent. Die islamische Tradition hat da mehr zu bieten durch die Überlieferungen vom Leben des Propheten (die Sunna) sowie durch eine lange Sufi-Tradition, die wesentlich für die Ausbildung einer Volksfrömmigkeit war und religiöse wie existentielle Fragen in bildhafte und alltagsnahe Erzählungen umzusetzen wusste. Mit fortschreitender Urbanisierung und Verwestlichung (zu dessen Phänomenen auch der so genannte Islamische Fundamentalismus zählt, der den Sufi-Traditionen gegenüber feindlich eingestellt ist), erodieren diese Wissensformen, wie die Erfahrung von Frau G. nahelegt. So ist es wohl auch kein Zufall, dass der wesentlich jüngere, im urbanen Kontext aufgewachsene Herr F. keinerlei Bezüge zu ihnen herstellt, aber immerhin „von seinen Gedanken“ her, eine Beziehung unterstellt. Informelle Gespräche mit jüngeren Muslimen (zwischen 18 und 30), die zufällig und gelegentlich am Rande dieser Untersuchung erfolgten, zeigen bestenfalls einen schwachen Abglanz, der aber nicht systematisch mit den Leitgedanken von Umwelt- und Naturschutz in Verbindung gebracht wird.

Auch wenn die hier zitierten Personen Religion für die eigene Person durchaus als inspirierende Quelle für einen fairen Umgang mit den Mitgeschöpfen sehen, so doch eher im Sinne eines abstrakten blassen Hintergrundes (wie das bei den Christinnen auch der Fall ist). Was sie ihr nicht zuschreiben, ist Implementationsfähigkeit. Die suchen sie beim Gesetzgeber und bei den Politikern. Frau H. z. B., für die Gesundheit und Ernährung ein zentrales Thema ist, wünscht sich hier eine menschenfreundlichere, weniger profitorientierte und demokratischere Politik. Das, wie insgesamt eine umweltfreundliche Politik ohne gnadenlose Ausbeutung von Natur und ihrer Ressourcen, kann sie sich, wie Herr F., der diesen Aspekt noch stärker hervorhebt, ohne

gravierende Veränderungen in der Wirtschaftspolitik nicht vorstellen. Religion ist für sie eine ethische Ressource, aber zugleich – und vor allem – auch eine Machtressource. „Früher gab es nur Gott“, so Frau H., „jetzt gibt es (in der islamischen Region) die Führer, die sagen, wir sind Islam und alle Länder sollen sich nach uns richten“. Angesichts der Machtkämpfe und der zwar notwendigen, aber für den Laien letztlich undurchsichtigen Auslegung der religiösen Quellen – „jede Sure hat eine hintere Bedeutung“ und bestenfalls die Theologen können unterscheiden, was „von Muhammed ist“ oder auf spätere Auslegungen zurückgeht – kommt die ethische Anleitung unter die Räder. Religion befindet sich nicht mehr in einem Zustand der „Reinheit“, sondern wird „gespielt und ausgenutzt“. Auch die Theologie selber wird als im Kontext einer „Machtgeschichte“ stehend gesehen, als konservativ und wenig beweglich. Auch wenn es „Sachen gibt, die für jede Zeit passen“, so komme sie in anderen nicht gänzlich umhin, sich an Zeit und Ort und an die Menschen anzupassen. Das wiederum kann bedeuten, dass eine künftige Öffnung der Theologen wie der Laien für die Erfordernisse von Natur-, Umwelt- und Klimaschutz nicht auszuschließen ist.

Die Befunde in der Kurzzusammenfassung

Bemerkenswert ist, dass bei allen Hindernissen, angefangen bei der sprachlichen Verständnissfähigkeit und dem Zugang zu Information, die Auseinandersetzung mit Umweltproblemen sehr intensiv ist. Von mangelndem Interesse, das gerade Personen mit Migrationshintergrund so gerne unterstellt wird, kann nicht die Rede sein. Die Diskurse, soweit sie von den Massenmedien transportiert werden, ziehen nicht spurlos an ihnen vorüber. Auch in Bezug auf Umweltmaßnahmen im Alltag, die den Verbraucher betreffen, dürfte der Informationsgrad nicht niedriger sein als bei Personen ohne Migrationshintergrund. Detailwissen ist nur inselhaft vorhanden. Nicht verankert ist, wie auch im Großteil der Bevölkerung, eine Tendenz zum „Öko-Lifestyle“. Den verbinden sie in erster Linie mit dem Genuss von auf Bio-Nahrungsmitteln, die sie selber wegen der höheren Preise und des Verdachts, Objekte von bloßen Marketing-Strategien zu sein, kaum konsumieren. Wie viel Wert sie auf „saubere Lebensmittel“, wie eine der Befragten es formuliert, legen, wird deutlich am Stolz über das selbst gezogene Gemüse, bei dem sie peinlich genau auf ökologische Anbaumethoden achten. Als Verbraucher sind sie wachsam, aber verwirrt, ratlos und auch verängstigt. Sie fühlen sich „klein“ und ohnmächtig angesichts mächtiger Strukturen und glauben nicht an die Macht des Verbrauchers. Dennoch sind sie offen für Umweltschutzmaßnahmen, die auf Veränderung zielen. Natur- und Umwelterhalt ist weit oben auf der Werteskala angesiedelt. Religion spielt dabei eine sekundäre Rolle. Im Vordergrund stehen naturwissenschaftlich und politisch geprägte Diskurse. Religiöse Institutionen als Vermittler von Umweltfragen sind völlig absent. Auf der anderen Seite wird mehr gefühlt als reflektiert, dass Religion ein Gegengewicht zum reinen materialistischen Denken bilden kann, aber als wirkliche Kraft wird sie nicht eingeschätzt. Konzediert werden ethische Impulse, die der oder die Einzelne annehmen kann oder nicht. Sie sind somit eine Angelegenheit der persönlichen Wahl, aber nicht verbindlich für Gemeinschaften. Die drei Personen, bei denen keine religiös gefärbte Ethik im Hintergrund ersichtlich ist (zwei aus dem muslimischen, eine aus dem christlichen Kulturkreis), zeigen eine ähnliche Einstellung zu Umwelt und Natur wie diejenigen, die sich als bekennende Christen oder Muslime bezeichnen. Auch sie haben starke ethische, wenn auch nicht religiös formulierte, Motive. Gerechtigkeit und Brüderlichkeit (gegenüber bzw. mit der Natur) und Verantwortungsbewusstsein sind Werte, die auch sie präferieren. Es muss hier offen bleiben, inwieweit es sich um eine Verschiebung ursprünglich religiös geprägter Werte handelt, die nun in außerreligiöser Gestalt auftreten. Ausschlaggebend ist damit weniger die Frage nach der Bedeutung einer religiös vermittelten Abstützung als die nach den ethischen Motiven, die offensichtlich den Boden bilden für natur- und umweltbewusstes Handeln und die wirksam werden, wo technisch-sachliches oder politisches Wissen nicht hinreicht.

Autorin

Dr. Sigrid Nökel studierte Soziologie (Schwerpunkt Entwicklungssoziologie und Soziologie des Islams) an der Universität Bielefeld. Zuletzt forschte sie am Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) in Essen über „Euro-Islam“, an der Universität Bremen über „Islam und Mode“ und bei der Stiftung Interkultur über „Islam und Nachhaltigkeit“. Seit Mai 2010 arbeitet sie im dreijährigen Forschungsprojekt der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis zu neuen Regiotrends.